

Switchboard

Nr. 201 | Winter 2012 | Eur 6,-

Zeitschrift für Männer und Jungenarbeit



Männer HandWerk

Deutscher Vorlesepreis | Boys Day | Männerbuch
WalkAway-Ritual | Offener Brief Gewalttelefon



Die Werkstatt und das Männliche

Reinhard Winter

► 06



Handwerk ist Begeisterung am Machen

Guido Wiermann

► 13



»Die Karten ausspielen, die man bekommen hat«

Thomas Günther | Alexander Bentheim

► 16



Der Deutsche Vorlesepreis 2012 geht an den Aachener axo e.V.

Malte Mischlich

► 28



»Frauen ins Boot!« – Über die Entstehung eines Männerbuches

Jan-Rüdiger Vogler | Thomas Prünke

► 36

Moin!

Gutes Handwerk lebt nicht nur vom Ergebnis, sondern schon von seinem Prozess des Entstehens, an dem nicht nur Planung, Material und Werkzeug ihren Anteil haben, sondern wesentlich – oft zuallererst – die Inspiration. Was treibt Männer zum Handwerk, was macht das Handwerk mit ihnen? Im Schwerpunkt dieser Ausgabe beleuchten unsere Autoren, Gesprächspartner und Fotografen unterschiedlichste Facetten des Themas, dabei geht es um Identität, Mühsal, Freiheit, Disziplin, Sinnlichkeit, auch Humor, und zusammen um viele männliche Erfahrungen. Und wer mehr will: die Schweizer Kollegen haben kürzlich ihr Schwerpunktheft »Do It Yourself« veröffentlicht, abrufbar unter www.maennerzeitung.ch.

Und noch eine schöne Meldung: die Aachener Vorlese-Jungs, über die wir oft berichteten, haben den nationalen Vorlesepreis gewonnen (ab Seite 28). Dazu der Kultbandmusiker (»Höhner«), »Botschafter des Lesens« (*Stiftung Lesen*) und Pate beim Deutschen Vorlesepreis, Henning Krautmacher: »Die 'coolen Geschichten' haben mich spontan sehr begeistert, denn Jungs in dem Alter sind ja eigentlich mehr auf Coolsein als auf Geschichten lesen aus. Dass die Aachener Jungs nun diese beiden Gegensätze in einem Projekt kombinieren, finde ich einfach großartig. Noch immer gibt es viel zu wenig männliche Vorleser, die vor allem kleinen Jungs ein Vorbild sein können. Durch ihr besonderes Engagement sorgen die jungen Männer aus Aachen dafür, dass aus kleinen Jungs eines Tages hoffentlich große Leser und vielleicht sogar Vorleser werden.« Wenn das keine Referenz ist ...

Wir wünschen allen Lesern angenehme Weihnachtstage, einen guten Übergang ins neue Jahr und weiterhin anregende Lektüre!

Alexander Günther

MännerHandWerk

- 04 Reinhard Winter **Die Werkstatt und das Männliche**
Traditionen und Mystik einer beständigen Heimat.
- 10 Michael Roth | Andreas Haase | Alexander Bentheim
»**Persönlichkeit. Miteinander. Ehrlichkeit.**« Ein Gespräch über Einstellungen zur Arbeit, zum Leben und was sonst noch von Bedeutung ist.
- 13 Guido Wiermann **Handwerk ist Begeisterung am Machen**
Eine lebenssinnliche Auseinandersetzung zwischen Anspruch und Aufmerksamkeit.
- 16 Thomas Günther | Alexander Bentheim »**Die Karten ausspielen, die man bekommen hat**« Ein Rückblick auf das Werkzeugmachen, alte Hierarchien und den Lauf der Dinge.
- 20 Sebastian Kunkler | Andreas Haase »**Wundervolle Leute kennen gelernt**« Abenteuerlust, Freiheit, Gleichberechtigung – Erlebnisse von der Walz.
- 22 Frank Keil **Der Reiz des Unperfekten** Klaus Raasch schwört auf den Buchdruck – dabei wurde diese Technik schon vor 40 Jahren für tot erklärt.
- 24 Susanne Ehrchen **Geschichten von der Behandlungsbank**
Der Handwerker an sich ist kooperativ. Nur warten kann er nicht gut.
- 26 Andreas Haase **Metzger-Models posieren für Männerkalender** Im Kalender 2013 der Privatfleischerei Reinert sind echte Fleischer und Metzger zu sehen.
- 27 Frank Keil **Das Leben ist eine Baustelle** Krise? Die Firma HORNBAACH wirbt für mehr als nur Schraubendreher.

Weitere Themen

- 28 Malte Mischlich »**Sichtlich begeistert**« Die Vorlese-Jungs des Aachener axo e.V. haben den Deutschen Vorlesepreis 2012 gewonnen.
- 30 Peter Maier **Die heilende Kraft von Alleinsein und Stille**
Selbsterfahrung beim Ritual des WalkAway.
- 34 Christian Redies | Jens Metzendorf | Christoph Sonnabend | Martin Pietrowski **Das Leben ist (k)ein Spiel!** »A Man's Life – Spiel Dein Leben!«: Der Boys' Day 2012 in Jena.
- 36 Jan-Rüdiger Vogler | Thomas Prünke »**Frauen ins Boot!**«
Warum ist es so schwer, ein männersolidarisches Buch zu veröffentlichen?
- 38 Peter Giese **Offener Brief an Ministerin Schröder**
Bundesweites Hilfetelefon Gewalt gegen Frauen – aber fehlende Versorgung männlicher Gewaltopfer.



© yuus / photocase.com

Rubriken

- 40 **Männerheilkunde**
Ich möchte auch begehrt werden! Werner Szeimis | Testosteron und soziales Verhalten
- 42 **Männerkörpereien**
Adams Apfel Michael Meurer
- 44 **Die Buschtrommel**
Gesucht: der »Alpha-Softie« | Einbeziehung der Anliegen von Männern in der Gleichstellungspolitik
- 46 **Die Kleine Presseschau**
- 47 **Gedrucktes**
Schluss mit der Umerziehung! | Knast | Im Angesicht des Bösen | Unheil | ADHS durch Umweltgifte? | Männernetzwerk: Lebensrhythmen | Männer in Kitas | Gefühle und Gedanken in zwei Kulturen | Hauptschüler | Das Merkbuch - Eine Vatergeschichte | Was war | Roter Flieder | Worüber wir reden, wenn wir über Anne Frank reden | Supermittelmäßig | Tobi Tüftel
- 55 **Für- und WiderWorte**
200 Ausgaben Switchboard Reinhard Winter | Benedikt Sturzenhecker | Wilfried Vogelmann | Ralf Ruhl | Peter Maier

Service

- 56 **Termine**
- 58 **Fernsehen**
- 60 **Hörfunk**
- 62 **Anzeigen**
- 63 **Impressum**

Die Werkstatt und das Männliche

Traditionen und Mystik einer beständigen Heimat

Reinhard Winter

Als Jungen- und Männerforscher ist meine Frage an das »Werkstatt«-Thema, mein roter Faden, das Männliche. Dass häusliche Werkstatt-Räume »irgendwie« männlich sind, weiß jede und jeder. Aber warum ist das so?

Eine interessante Frage. Natürlich habe ich zuerst einmal gesucht, was zu dem Thema bisher geforscht und veröffentlicht wurde. Erstaunlicherweise gibt es dazu nichts, zumindest nichts durch Schlagworte Auffindbares. Wahrscheinlich ist die Nagolder Ausstellung »Wo der Hammer hängt: Werkstatt - Werkzeug - Männersache« im Frühjahr 2012 überhaupt die erste

Ausstellung zur häuslichen Werkstatt als Männerort - wir haben es hier also mit einer echten Entdeckung und Premiere zu tun¹.

Bei der näheren Beschäftigung mit dem Thema hat sich dann schnell gezeigt: Sobald das Thema »Werkstatt und Männer« geöffnet und wahrgenommen wird, geht es einem wie mit dem Blick in manchen Werkzeugschrank: Es ist erstaunlich, was da alles drin steckt und wie es da manchmal aussieht! Vieles davon würde es verdienen, dass man sich ausführlicher damit beschäftigt. Und so geht es mir auch mit den Ideen zum Thema.

Bevor wir zu den Männern kommen, noch eine kurze Bemerkung zum Thema »Frauen und Werkstatt«.

Natürlich benutzen auch Frauen selbstverständlich Werkzeuge wie Bohrmaschinen oder Kreissägen, Schraubenschlüssel oder Winkelleisen. Im Durchschnitt vielleicht nicht so oft. Aber die Werkstatt oder das Werkeln ist für ihr Weiblich-Sein anders bedeutsam, es ist symbolisch anders aufgeladen: Vielleicht mehr eine Form der geschlechtlichen Grenzüberschreitung, ein Bruch mit Traditionen, eine Demonstration des explizit modernen Weiblichen oder der Unabhän-



© nd / photocase.com

gigkeit. Das wäre ein eigenes Thema, ich will nur sagen: Wenn ich das Männliche in der Werkstatt hervorhebe heißt das nicht, dass Frauen keine Werkstatt haben oder mit Werkzeug nicht umgehen könnten. Nur: Es ist in manchen Aspekten einfach anders.

Der Männerort Werkstatt ist ebenso besonders und dadurch interessant. Insofern bin ich Herma Klar dankbar dafür, dass sie dieses Thema gefunden hat und so schön gestaltet in den Blick nimmt: Nicht abwertend oder süffisant, wie das bisweilen der Fall ist, wenn sich Frauen ein Männerthema anschauen, sondern interessiert, neugierig, offen. Das gefällt mir.

Das Männliche ist selbstverständlich nicht das Einzige, was in der Werkstatt steckt. Man muss da auch ein bisschen vorsichtig sein, dass das Geschlechtliche nicht dramatisiert wird. Es ließen sich noch andere Themen finden, wenn man sich die Ausstellung anschaut. Aber männliche Bezüge liegen auf der Hand und im Vordergrund und darauf möchte ich mich konzentrieren.

Vielfalt des Männlichen in der Moderne

Man sieht es in den Fotografien dieser Ausstellung: die Werkstätten sind verschieden. Solche Unterschiede spiegeln die Vielfalt des Männlichen in der Moderne wieder. Die Unterschiedlichkeit der Werkstätten, der Elemente, die wir darin finden, die Einstellung, die Männer dazu haben – all das belegt: Es gibt nicht die *eine* Männlichkeit, das *eine* Ideal, sondern *viele* Formen des Männlichen – und viele Gestaltungsräume, wie ich mich männlich mache und mich als männlich spüren oder für andere als männlich präsentieren kann.

Die Bilder aus den Werkstätten sind unterschiedlich, sie sagen uns etwas über den Mann oder die Männer, die darin aktiv sind. Umgekehrt lässt sich diese Vielfalt des Männlichen aus der Werkstatt oder aus der Werkzeugecke herauslesen und auf den Mann beziehen: »Zeig mir Deine Werkstatt und ich sage Dir, wie Du männlich bist oder was für ein Mann Du bist.« Das Männliche hat viele Varianten, das



© willma./photocase.com

zeigt sich in der Werkstatt, aber auch da, wo ein Mann keine Werkstatt hat. Die Werkstatt ist eine Möglichkeit des Männlichen von vielen (wenn auch eine besonders gute). Andere sind etwa eine Garage mit einem Auto drin, ein Fotolabor, ein Most- oder Weinkeller, die Bühne mit der Modelleisenbahn oder ein Motorrad.

Männerkulturen

Ein Museum ist ja vor allem ein kultureller Ort, ein Raum der kulturellen Infrastruktur. Da bietet es sich an, den Blick auf die Werkstatt als männerkulturellem Ort zu richten und auf Werkzeuge in ihrer Männlichkeitssymbolik. Ein Titel wie »Wo der Hammer hängt« verdeutlicht dies sehr schön: der Hammer ist traditionell ein männliches Symbol, es steht für Stärke und Aktivität, kann aber auch Angst machen, wenn wir es zum Beispiel mit dem rußgeschwärzten Gesicht eines Schmiedes verknüpfen oder an einen Hammermörder denken.

Werkzeuge zu erfinden und benutzen ist ein Ursprung von Kultur überhaupt. Sie zu verbessern, zu verfeinern und

die Kunst der Benutzung zu tradieren, ist wesentlich für jede kulturelle Entwicklung. Darin steckt immer eine mehr oder weniger deutliche Spur von Geschlecht. Das lässt sich im Alltag leicht nachweisen, die Stricknadel »ist« weiblich, die Bohrmaschine männlich, das Bügeleisen weiblich, ein Motorölkännchen männlich, usw.

Geschlechteraspekte sind ein wesentlicher Teil von Kulturen. Vor allem die geschlechterbezogene Arbeitsteilung spielt dabei eine wichtige kulturelle Rolle: Wenn sie weitergegeben und oft über Jahrzehnte oder Jahrhunderte tradiert wird, bilden sich Mythen, mit denen das Werkzeug und die Werkstatt aufgeladen wird. Eine Stricknadel oder eine Nähmaschine wird heute kaum als »männlich« assoziiert. Das ändert sich nur schleichend, auch wenn heute viele Frauen fachmännlich und handwerklich geschickt mit Bohr- und Schleifmaschinen umgehen können. Fachmännisch: Da haben wir schon wieder eine Zuschreibung, die sich sprachlich ausdrückt.

Hinzu kommt dann oft noch eine andere Männlichkeitstradition, nämlich



© knallgrün / photocase.com

speziell der männlichen Familienlinie: In vielen Werkstatt-Schränken findet sich tatsächlich Werkzeug von lebenden oder verstorbenen Vätern und Großvätern. Manchmal ganz Besonderes, eine uralte Bohrmaschine, ein Spezialwerkzeug, manchmal Überholtes, wie ein Schraubenschlüssel im Zoll-Maß, manchmal aber auch relativ wertloses Werkzeug, das nur deshalb im Schrank liegt oder hängt, weil es diese geschlechtliche Generationenspur der männlichen Familienlinie verkörpert und deshalb nicht weggeworfen werden soll. Dadurch wird in der Werkstatt die männliche Linie der Familienkultur vertreten und wertgeschätzt oder sogar geehrt, und diese Zugehörigkeit nährt das Männliche des Mannes in der Werkstatt.

Eine geschlechterkulturelle Spezialität ist die Frage von Sauberkeit und Ordnung. Sauberkeit ist immer auch ein kultureller Spiegel, das muss also ein Thema sein, wo Frauen und Männer etwas miteinander zu tun haben,

zusammen leben oder arbeiten. Zu diesem Aspekt gab es witzige Dialoge in der Ausstellungsvorbereitung, zum Beispiel:

Er: »Wir gehen jetzt in den Keller, die Werkstatt fotografieren.«

Sie (aus der Küche): »Oh Gott!«

Oder:

Er: »Die wollen meine Werkstatt fotografieren.«

Sie: »Da musst Du aber vorher noch aufräumen!«

Wenn wir an die oft erfolglosen Versuche denken, in eine Männerwerkstatt Ordnung zu bringen, leuchtet der Konflikt ein (obwohl es ja auch penibel ordentliche Werkstätten gibt). Über die Kultur der Ordnung gelangt eine Botschaft über die Bedeutung der Werkstatt für das jeweilige Männliche ins Bewusste. Dort, wo sich das Männliche so kreativ und facettenreich zeigt, dass es unmöglich zu sortieren, in Schachteln und in Schubladen zu packen ist, müssen Sauberkeit und Ordnungstreben zum Scheitern verurteilt sein. Oder wo sich das Männliche

über Autonomie begreift, wo es einen Freiheitsdrang entwickelt und sich nicht unterwerfen will, präsentiert sich die Werkstatt als unzivilisiertes Gebiet und tendiert zur Unordnung. Ist es eher ein riskanter Ort, in dem in jeder Ecke etwas Gefährliches lauert – ein spitzer Schraubenzieher, eine frisch geschränkte Säge, eine wattstarke Maschine – dann wird die Werkstatt zum Rückzugsort für das potenziell Unbeherrschte, der Mann zum mutigen Abenteurer und zum Dompfteur der Gefahren; zu viel Ordnung würde das wichtige Moment des Risikos verkleinern, dann wird es langweilig. Umgekehrt kann gerade dort, wo es gefährlich werden kann, Ordnung besonders angezeigt sein, oder auch da, wo sich das Männliche als Präzision versteht.

Schön ist es in jedem Fall, wenn es so einen Raum des Männlichen gibt, wenn er als solcher respektiert wird und nicht dem Sauberkeitsdiktat unterliegt, der für den Rest der Wohnung gilt.

Zur Männerkultur in der Werkstatt zählen auch die Männerbeziehungen: Die des Mannes zu sich selber und zu anderen Männern. In Männerfreundschaften und -beziehungen, wahrscheinlich auch in der Beziehung des Mannes zu sich selbst, gibt es häufig ein bestimmtes Prinzip, nämlich das der Beziehung über Aufgaben, die Aufgabenbeziehung. Die Werkstatt ist ein idealer Ort für Aufgabenbeziehungen. Man kann hier etwas machen, herstellen, produzieren, oder etwas reparieren oder etwas zerlegen und wieder zusammensetzen. Dazu gehören Fachgespräche, das Fachsimpeln, das Verteilen von Aufgaben, Bewerten der Arbeit. Dabei entstehen aber oft auch andere Gespräche im »Nebenher«: über Gott und die Welt, Sorgen und Probleme, Erfahrungen und Heldengeschichten. Womöglich sind auch die inneren Dialoge und Selbstgespräche Ausdruck von Aufgabenbeziehungen? Jedenfalls stellt das alles Verbindungen her, schafft Zugehörigkeit, kann dem Mann auch Anerkennung geben und den Status stärken.

Andererseits bringt auch eine bestimmte Konkurrenz etwas Männliches in Beziehungen, so etwas wie Potenzial-Konkurrenz, also bezogen auf

Leistung, Können oder Macht. Auch hierfür sind Werkstatt und Werkzeug gute Medien; eine gut eingerichtete Werkstatt, hochwertiges Werkzeug, wattstarke Maschinen vermitteln dem Mann, besser als andere zu sein, andere zu übertrumpfen – auch ohne, dass es dafür den oder die anderen Männer braucht. Es wirkt über den Besitz. Darin steckt allerdings ein gewisses Risiko, wenn es ins Messen geht. Eine normale Schlagbohrmaschine kann im Ernstfall gegen den Bohrhämmer des Nachbarn ganz schön schwach aussehen. Und trotzdem: Leistungs-Konkurrenz allein fühlt sich für den Mann schon männlich an, auch hier kann er also für sein Männliches profitieren.

Rückbezug auf männliche Traditionen und Mythen

Eine besondere Aufladung erhält die Werkstatt für das Männliche durch den Bezug auf Traditionen und Mythen des Männlichen. In der Werkstatt hängt sich der Mann symbolisch in berufliche Traditionen ein, die bis vor nicht allzu langer Zeit Männern vorbehalten waren und in denen besondere Kulturen unter Männern wirkten. Diese Männermythen sind in erster Linie Berufsmythen, das sind die Hand-

werker, Schreiner, Tischler, Zimmerleute, Maurer, fahrende Gesellen, aber auch Techniker, Ingenieure; ebenso wirken Männermythen der Metallverarbeitung, beim Schweißen, Lötten, Feilen oder auch die Elektriker, die den Umgang mit dem gefährlichen, mächtigen und starken Strom beherrschen; selbst fast oder ganz verschwundene Berufe, Schuhmachen oder Sattler etwa, tauchen in den Mythen des Männlichen auf, wenn der Mann eine Schultasche repariert, deren Schultergurt sich gelöst hat, oder auch der Tüftler und Erfinder, vielleicht eine schwäbische Männervariante (viele Jungen geben phasenweise »Erfinder« als Berufswunsch an); das geht bis hin zum Mönch – ora et labora, konzentrierte, meditative Arbeit, mit Kunstfertigkeit und Tradition, mit hoher Qualität.

All dies sind Mythen, die den Ort Werkstatt oder das Werkzeug mehr oder weniger stark mit Männlichem verbinden und aufladen. Das Männermythische kann angezapft oder abgerufen werden: wenn der Mann eine Säge oder den Hobel zur Hand nimmt, die Bohrmaschine einsteckt, den Elektroschraubendreher verwendet. Das Werkzeug und eine Werkstatt stellen feine Verbindungen zu diesen männ-



© Bereswicht / photocase.com



© smartfika / photocase.com

lichen Mythen her. Umgekehrt kann der Mann diese Verbindungen nutzen als Anschlussleitungen oder Kanäle zu etwas Männlichen: Er kann in der Werkstatt sein Männlichsein auftanken, ohne dass er sich besonders dafür anstrengen muss, es ist dann einfach da. Praktisch!

Männergefühle

Etwas Männliches drückt sich auch darin aus, mit welchen Gefühlen die Männer ihre Werkstatt verbinden und mit welcher Intensität sie diese Gefühle spüren. Wenn ich mit Männern über ihre Werkstatt rede oder wenn ich die Texte zur Ausstellung lese und wirken lasse, hört sich das oft intensiv und lustvoll an – mal zufrieden, wenn er sein Werkzeug sortiert hat, oder stolz, wenn er etwas machen oder reparieren konnte, manchmal auch sentimental, wenn er an früher denkt oder traurig, weil zu wenig Zeit in der Werkstatt verbracht wird. Gefühlskomponenten

sind fast immer dabei. Auch Furcht, Angst oder wenigstens Respekt vor den Gefahren sind Gefühle, die in der Werkstatt oder beim Hantieren mit Werkzeugen bisweilen erfahrbar werden, denken wir nur an die Risiken beim Umgang mit elektrischem Strom, mit einer Bohrmaschine oder Kreissäge.

Auch sinnliche Erfahrungen tragen zu diesen Gefühlen bei, der Geruch von Leim und Farbe, das Anfassen von Holz oder Metall, der Geschmack des Biers nach getaner Arbeit – das Sinnliche verbindet sich mit den angenehmen Gefühlen in und mit der Werkstatt. Solche Sinneserfahrungen lassen Erinnerungen an schöne frühere Erlebnisse entstehen, setzen ihrerseits wieder Erinnerungsspuren und lösen positive Emotionen aus.

Der Bezug zur Werkstatt ist für Männer also nicht nüchtern oder fachlich oder distanziert, sondern positiv aufgeladen, die Gefühle kommen aus dem

Inneren der Männer, fast könnte man sagen: aus ihrer Tiefe. Ein Begriff beschreibt diese Gefühle: libidinös. Die gesamte Werkstatt, einzelne Werkzeuge, Maschinen oder Produkte, die dort entstehen, oder einfach die Situation, Zeit in der Werkstatt zu verbringen: das ist mit Lust verbunden, lustvoll aufgeladen, eben libidinös.

Der Begriff »libidinös« kommt aus der Psychologie, ein psychoanalytischer Begriff. Da bietet sich ein kleiner Ausflug anhand des Titels der Ausstellung »Wo der Hammer hängt« an. Der Hammer ist ein Symbol für Männlichkeit, männliche Sexualität und Potenz. Und die Begriffe »nageln« oder »hämmern« werden vulgärsprachlich als Synonyme für den männlichen Teil des Geschlechtsverkehrs verwendet. Das verweist einerseits auf ein instrumentelles Verständnis männlicher Sexualität, nicht besonders lustvoll, wenn es so zugeht. Hier aber wird die andere Seite interessant, nämlich dann, wenn der Hammer *hängt*: Da geht es um Männlichkeit ohne Sexualität, eine asexuelle Männlichkeit, gleichsam um ein »anständiges« Männliches. Das Männliche ist entspannt, aufgeräumt, aber auch in Wartestellung: Der hängende Hammer vertritt auch eine Option, eine Potenzialität (lat. potentia = Fähigkeit, Kraft, Macht; von lat. posse = können) – der Hammer könnte ja gebraucht werden: zum Hammern und Nageln. In der Werkstatt wirkt das Männliche ohne Sexualität. Dass das durchaus lustvoll sein kann, zeigen uns die Gefühle der Männer zu ihrer Werkstatt.

Immer wieder kommt hier aber noch etwas anderes zum Vorschein: Heftige Gefühle, wie etwa Wut und Ärger kann der Mann in der Werkstatt ausagieren, er kann sich abreagieren, seine Affekte stellvertretend im Drauf- und Dreinschlagen abbauen, immer dort, wo viel körperlicher Einsatz verlangt wird. Oder er zieht sich in die Werkstatt zurück, um mit seinen Gefühlen ins Reine zu kommen, etwa mit Enttäuschungen und Kränkungen.

Gleichwohl ist die Werkstatt nicht der Ort für große Männergefühle. Sie ist nicht archaisch dramatisch aufgeladen, wie etwa die Jagd oder das

Schlachten; sie ist auch nicht so extrem gefährlich, wie vielleicht das Fällen eines großen Baumes. Die Werkstatt ist eher der Ort für die dezenten Lustgefühle im Männlichen.

Werkstatt als Raum des Männlichen

Jede häusliche Werkstatt ist zunächst einfach ein konkreter Ort in einem Gebäude: vier Wände, Decke, Tür. Über die Aufladung mit Sinn und Bedeutung wird die Werkstatt für den Mann von einem Ort zu einem Raum im übertragenen Sinne: Der Raum, um sich männlich zu fühlen, um sich mit männlichen Traditionen und Mythen zu verbinden, um zu sich zu kommen. Das hört sich fast schon therapeutisch an: das in der Werkstatt sein als Therapie, wo er sich mit dem Männlichen aufladen kann. Spürbar ist, dass es nicht um bloße Beschäftigungstherapie geht, denn da könnte der Mann ja auch Puzzeln oder Geschirrspülen. Nein, es geht um das gute Selbstgefühl »als Mann«.

Der männliche Raum Werkstatt erhält auch eine paardynamische Bedeutung. Er ermöglicht den Rückzug aus dem Paar-Sein und kann als Distanzierungsort bei Konflikten dienen. Auch dadurch kommt der Mann zu sich, wenn er sich auch räumlich aus den Verflechtungen in der Partnerschaft löst und sich – auch symbolisch – auf den eigenen Raum für und in sich selbst bezieht. Von der geschlechtlichen Funktion her entspricht die Werkstatt dabei vielleicht dem traditionellen Männerstammtisch, sie ist eine Art Stammtisch für sich alleine.

Zu sich kommen im Männlichen unterstreicht eine wichtige Bewegung für den Mann. Traditionell ist ja das Aushäusigsein männlich bestimmt, die Erwerbsarbeit an einem anderen Ort oder sogar in der Fremde. Wenn sich der Mann vor allem in der Arbeit veräußert und dabei findet, aber auch verliert, dann gibt es in der Werkstatt eine Art Gegenbewegung: Hier kann sich der Mann an sich und an sein Mannsein erinnern, er findet sich in der Werkstatt wieder, und nicht selten verliert er sich darin, um dabei zu sich zu kommen. Vielleicht ist das ein Ei-

gensinn des Raums Werkstatt für den Mann.

Aber geht es denn nicht ohne diesen Männeraum? Schließlich hat ja nicht jeder Mann eine Werkstatt. Doch, das geht. Aber wenn es ein Zugang ist, der sich noch dazu räumlich fassen und ausdrücken lässt: Warum nicht? Sicher hat nicht jeder Mann das nötig, man kann auch Mann und männlich sein, ohne eine eigene Werkstatt. Aber wenn man genau hinschaut, dann haben Männer ohne Werkstatt einfach andere Quellen für ihr Männlichsein. Vielleicht eine Modelleisenbahn? Eine Carrera-Autobahn? Ein Motorrad?

Fazit: Die Werkstatt als ein »Reservoir des Männlichen«

Die Werkstatt und die Werkzeuge sind für den Mann also vielseitig männlich aufgeladen: Sie erinnern an Männerkulturen, an männliche Traditionen und Mythen, sie sind mit Gefühlen erfüllt. Werkzeuge, Maschinen, Materialien ermöglichen es, allein durch ihre Existenz das Männliche zu erinnern oder herstellen zu können. Zusammengefasst können wir feststellen, dass die häusliche Werkstatt für den Mann eine Art »Reservoir fürs Männliche« darstellt. Die Werkstatt ist ein Ort, wo das Männliche fein eingewoben ist, wo das Männlichsein genährt wird. In der Werkstatt kann der Mann sein Männlichsein nachtanken oder aufladen, sie bildet eine »stille Reserve« des Männlichen.

Man muss deshalb in der Werkstatt eigentlich gar nichts machen, es genügt, drin zu sein, rumzustehen, ein wenig zu kruschteln, etwas zu suchen, etwas

finden oder aufzuräumen. Für die Verbindung zum Männlichsein reicht es aus, eine Werkstatt oder einen Werkzeugschrank oder wenigstens einen Werkzeugkoffer zu haben, um im Falle eines Falles etwas bauen, reparieren oder renovieren zu können.

Das Schöne dabei ist, dass dieses Herstellen des Männlichen gänzlich ohne Abwertung des Weiblichen oder auch anderer Formen des Männlichseins gelingen kann. Es kommt aus sich selbst und bezieht sich auf sich selbst. Erfolgreiche und erfolgreiche Männer, wohlhabende oder arme Männer, Männer die viel arbeiten oder arbeitslose Männer, verheiratete oder homosexuelle Männer – eine Werkstatt kann jeder haben, ohne neidisch oder abwertend sich mit anderen messen zu müssen.

Normalerweise ist die Werkstatt für den Mann kein spektakuläres Männlichkeitsreservoir, sondern eine eher beiläufige, ruhige, unaufgeregte und verdeckte Quelle für das Männliche. Kein Wunder, dass das Thema leicht untergeht und im Alltag verschwindet. Und wunderbar, dass das hier in Nagold im Steinhaus mit dieser Ausstellung ans Licht geholt wurde.

Anmerkung

- 1 Der Beitrag geht auf den Vortrag anlässlich der Eröffnung zur Ausstellung »Wo der Hammer hängt. Werkstatt – Werkzeug – Männersache« zurück, die vom 29. Januar bis 18. März 2012 in Nagold zu sehen war (www.nagold.de/de/Unsere-Stadt/Kultur/Museum-im-Steinhaus).

Reinhard Winter



Dr. rer. soc., hat mit acht anderen Männern eine Werkstatt; letztes Produkt: Beistelltisch (Multiplex Buche). Zudem ist er Diplompädagoge und in der Leitung des Sozialwissenschaftlichen Instituts Tübingen (SOWIT) tätig. Unter anderem forscht und schreibt er über Jungen und Männer. Letzte Veröffentlichung: »Jungen – eine Gebrauchsanweisung. Jungen verstehen und unterstützen« (2011). > reinhard.winter@sowit.de

»Persönlichkeit. Miteinander. Ehrlichkeit.«

Ein Gespräch über Einstellungen zur Arbeit, zum Leben und was sonst noch von Bedeutung ist.

Michael Roth | Andreas Haase | Alexander Bentheim

Michael, deiner Biographie sind zwei zentrale Lebensthemen zu entnehmen: die Tischlerei und die Beschäftigung mit »Männlichkeit«. Was bedeutet das Handwerk für dich als Mann?

Am Anfang war es besonders die Stärke. Wenn ich so als 12-Jähriger in der Werkstatt geholfen habe, zeigte ich meinem 5 Jahre älteren, aber körperlich schwächeren Bruder, dass ich stärker war als er und trug zum Beispiel beim Umstapeln mindestens ein Brett mehr als er. Später in der Lehre war ich viel mit auf Montage in einer großen Werkshalle. Alles Männer da, und ganz unterschiedliche - rüde Sprüche, Alkohol, Hilfsbereitschaft und Nickligkeit, zeigen was Mann kann, und die Techtelmechtel mit den wenigen Frauen im Büro, wo ich die Möbel repariert habe.

Heute ist es viel Wissen: Wie geht was? Welche Vorschriften? Welche Kosten? Was bekomme ich woher? Aber heute wie damals gibt es auch Teamgeist. Teamfähigkeit war und ist für mich

immer ein Anspruch an Lehrlinge und Mitarbeiter.

Das Handwerk ist einerseits eine Dienstleistung, andererseits auch eine kreative, manchmal gar künstlerische Arbeit. Wie stellt sich das für dich dar?

Kunst im eigentlichen Sinne eher weniger; vielleicht manche einzelne Möbelstücke, wenn es dem Kunden das auch wert war. Im Süden der Republik wird das anders sein als bei uns im »Pott«. Aber fast immer gibt es Künstlerisches bei den Gesellenstücken, die die Prüflinge ja selbst entwerfen müssen. Da konnte ich gestalterisch mit-helfen, Formen und Konstruktionen mitentwickeln. Dabei habe ich den Lehrlingen auch viel mehr Zeit gegeben, habe ein Jahr vorher angefangen, auf einen Entwurf zu drängen. Die Auszeichnung im Wettbewerb »Gute Form« ist der Lohn dafür, und dankbare und gute junger TischlerInnen sind es dann auch.

Aber als Tischler im Kleinbetrieb, da ist schon viel Kreativität gefragt: oft

neue Situationen, Gelerntes muss anders umgesetzt werden als wie du es schon einmal gemacht hast. Neue Werkstoffe, Arbeitstechniken, Maschinen oder Vorschriften können oder müssen angewendet werden.

Was fällt dir beim Stichwort »Liebe zum Detail« ein?

Plump gesagt: das kostet zu viel. Eher gibt es diese Liebe zum Detail bei Arbeiten für einen selbst oder für Geschenke, selten für ganz besondere Kunden. Bei den Gesellenstücken aber gibt es die fast immer. An manchem Detail haben wir wochenlang geknobelt, Muster gefertigt, und so weiter. Für meine Freunde z.B. habe ich zur deren Hochzeit immer einen Brotteller geschnitzt. Immer anders, ein besonderes Holz, andere Formen, und immer mit Blasen an den Händen.

Du hast nicht nur die Berufswahl, sondern auch den Betrieb von deinem Vater übernommen. Welche Beziehung hattest du zu deinem Vater?



Als Kind habe ich die Nähe zu meinem Vater gesucht. Mein Vater gab uns Kindern viel Zärtlichkeit mit. Ich kann mich nicht an Schläge erinnern - trotz aller Strenge und des »Saujung«, der ich damals auch war. Schließlich musste ich als Jüngster meinen Platz erkämpfen, musste aus der Rolle »Mutters Liebling« herauskommen. Als 15-jähriger Lehrling war Papa der Lehrherr: sein Wort war Gesetz. Vater konnte alles, er war handwerklich sehr geschickt - ich nicht. Als Jugendlicher haben wir von unserem Papa viel Unterstützung und Wohlwollen bei der Pfadfinderarbeit erfahren. Nach der Arbeit gehörte der Lieferwagen quasi mir.

Als dann klarer wurde, dass ich - und nicht mein älterer Bruder, wegen einer Beinverletzung - den Betrieb übernehmen würde, gab es oft Spannungen, Streit, laute Wortgefechte zwischen meinem Vater und mir. Ich wollte vieles anders machen. Die 70er Jahre waren auch voll von technischen Neuerungen; die wollte ich auch nutzen, um meine handwerklichen Defizite zu überdecken. Nach meiner Meisterprüfung und der Betriebsübergabe ist mein Vater aus dem Betrieb raus und auf seinen Alterssitz gezogen. Mich hat er oft unterstützt, ich konnte ihn um seinen Rat fragen. Aus der kindlichen Nähe ist eine fachliche, sachliche Beziehung geworden. Wir haben uns nie umarmt, erst in Vaters letztem Lebensjahr spielte die Arbeit keine Rolle mehr, da war Nähe da und es gab auch Umarmungen.

Du hättest es vielleicht gern gesehen, wenn du Beruf und Betrieb an deinen Sohn hättest weitergeben können. Dazu ist es aber nicht gekommen, die Tradition wurde damit quasi unterbrochen. Was bedeutet das für dich?

Da bin ich anders. Ich habe keine Tradition und habe den Betrieb eher aus Bequemlichkeit übernommen. Mit 23 war ich so sehr mit der Pfadfinderei beschäftigt, dass die Arbeit Nebensache war. Außerdem habe ich Modellbau (Gießerei) gelernt und in der Meisterschule Tischler als zweiten Beruf dazu gelernt. Als Benedikt geboren wurde, haben mir zwar alle zum Stammhalter und Nachfolger gratu-



Michael Roth

Jg. 1952 und jüngstes von drei Kindern, ist gelernter Modellbauer und seit über 30 Jahren auch Tischlermeister und Ausbilder für Tischlerlehrlinge. Er lebt und arbeitet selbständig (»selbst und ständig«) im vom Vater übernommenen Betrieb in Duisburg-Buchholz. Michael ist verheiratet und hat drei Kinder (30, 27 und 26 Jahre).

Zeit seines Lebens hat sich Michael ehrenamtlich engagiert, z.B. in der *Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg* (DPSG), in verschiedenen Gremien in der Kath. Kirchengemeinde St. Judas Thaddäus, als Vorsitzender im Gemeinderat der Karmelgemeinde Duisburg. 1985 gründete er den gemeinnützigen Verein »Arbeitskreis Eine Welt e.V.« in Duisburg mit und stellte 1990 während des Golfkrieges den Antrag auf Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer. Seit Mitte der 1990er Jahre engagierte er sich in einer Männergruppe, in einem Männerbibelkreis, besuchte Männerseminare u.a. von Richard Rohr und entdeckte, wie sehr die Spiritualität zu seinem Leben gehört.

liert, aber ich habe gleich abgewiegelt. Heute bin ich froh, dass Benedikt »mit Leib und Seele« Lehrer ist. Er brauchte nicht gegen mich anzukämpfen, hat sein ihm Eigenes auch so gefunden. Er hilft mir mit seinem Informatikwissen.

Du hast als Meister sowohl männliche als auch weibliche Lehrlinge ausgebildet. Was hatten diese gemeinsam, worin unterschieden sie sich? Wen hast du gern ausgebildet und was war dafür entscheidend?

Entscheidend war meist die Persönlichkeit, das Miteinander. Und Ehrlichkeit. Nach dem ersten Lehrling haben alle Lehrlinge, meist ältere zwischen 18 und 25 Jahren, vorab eine mehrwöchige Praktikumszeit zum gegenseitigen Kennenlernen gehabt. Nach der Probezeit in der Lehre habe ich den meisten das DU angeboten. Die Pfadfinderregel »learning by doing« war mein Leitmotiv. Fürs Fegen der Werkstatt und für Hilfsarbeiten war jemand anderes da - oder alle.

Tischler/Schreiner ist immer noch ein Männerberuf: eine 19mm dicke Spanplatte, 2,8 x 2 m, wiegt über 70 kg, ein Fenster mit heutiger 3-facher Verglasung 100 bis zu 300 kg. Oft sind keine Hilfsmittel vorhanden, kann so etwas nur zu zweit bewegt werden. Aber damit sind auch manche »(Lehr)Jüngeltchen« überfordert. Da ist dann Ehrlichkeit gefordert, zu sagen: das schaff' ich nicht. Aber genauso auch:

zu seinen Fehlern zu stehen, nix zu vertuschen. Aus Fehlern lernen ist meine Devise, auch für mich selbst. Es gab einige Jungs, besonders in jüngerer Zeit, die das nicht konnten. Mit denen tat ich mich schwer. Der letzte hat nach 1,5 Jahren die Lehre bei mir abgebrochen; hat die Ausbildung überbetrieblich fortgesetzt und sich nach der Gesellenprüfung für die Zeit und das Lernen bei mir und für meine (ehrlichen) Zurechtweisungen bedankt.

Wie erlebst du männliche Kollegen - Tischler, Ausbilder, Betriebsinhaber - in ihren beruflichen und privaten Einstellungen? Und wie erlebst du - wenn du welche kennst - Frauen mit ähnlichen Biographien?

Die Kollegen sind sehr unterschiedlich, wie Männer eben so sind. Viele sind sehr engagiert, ehrgeizig bis hin zum »Ich bin der Beste«. Wenige sind teamfähig, die Zusammenarbeit mit Kollegen ist sehr schwierig, es sind mehr Kontrahenten. Ich erlebe mich da anders: Als 40-Jähriger habe ich z.B. unserem sehr engagierten, langjährigen, damals 70-jährigen Obermeister einmal als Mitglied des Innungsvorstandes gesagt, er solle doch über seine Nachfolge nachdenken. Was haben die Kollegen in der Sitzung alle auf mich geschimpft! Hinterher kamen sie dann und sagten mir sogar persönlich »Danke« für das offene Wort. Etwas später hab ich dann einen Tischler-

Seit über 34 Jahren Ihr Buchholzer

Tischlermeister Michael Roth

- PaX-Fenster & Türen in Holz & Kunststoff
- Sicherheits-Nachrüstung
- Wartung & Reparaturen
- Möbelbau & Möbelreparaturen
- Seniorengerechtes Wohnen
- Flexo- der 2. Handlauf



Das Roth-Team wünscht Ihnen einen erholsamen Urlaub!

Sitttardsberger Allee 163 • Tel. 02 03 - 70 11 78
 Öffnungszeiten: Mo. - Fr. 7.15 - 16.00 Uhr o. n. Vereinbarung
www.schreinerei-michael-roth.de

meisterstammtisch eingerichtet. Das wurde erstmal als Vorstandsoption angesehen. Später haben wir dann bei einem Tischlertag zusammen einige Werbeaktionen gestartet. Aber als mein Engagement zurückging, haben wir uns leider nicht mehr getroffen. Da erlebe ich ständig viel Selbst in der Selbständigkeit! Viele Einzelkämpfer, viel Herr(sch)lichkeit.

Als jemand, der Wohnen und Arbeiten am selben Ort vereint, dabei Ehemann und Vater ist, spielt die Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Freizeit sicher eine unmittelbare Rolle. Wie hast du das über all die Jahre wahrgenommen - Spagat oder Erfüllung?

Großes Problem! Es steht schon in der Bibel: »Niemand kann zwei Herren dienen...« - und das konnte ich auch nicht. Kurz nach der Übernahme des Betriebs haben meine Frau Ingrid und ich geheiratet. Meine Eltern sind aus dem Haus ausgezogen und wir, nach einem kleinen Umbau, eingezogen. Das Erste und sehr Wichtige in unserer Ehe war die Teilung von Privatleben und Beruf; ich hatte das 26 Jahre lang zwischen meinen Eltern anders erlebt. So haben wir dann gleich eine zweite, private Telefonnummer einge-

richtet. Trotzdem gab es oft Konflikte, was zu etlichen Ehe Krisen geführt hat und vielen Gesprächen in der Eheberatung und in der Männergruppe ...

... wissen deine Mitarbeiter davon? Wie stehen sie dazu?

Ja, sie wissen davon. Und ich glaube, sie finden das gut und unterstützen mich. Einige Männer aus der Männergruppe sind ihnen bekannt, weil diese gelegentlich im Betrieb vorbeischauen. Auch habe ich schon mal etwas aus der Männergruppenarbeit für den Betrieb übernommen, z.B. eine morgendliche oder wöchentliche Befindlichkeitsrunde ... Aber zur Vereinbarkeit zwischen meiner Frau und mir, wie gesagt, das fällt mir heute noch schwer, trotz der Verabredung, die wir haben: Bürotüre zuhalten oder den Feierabend kennzeichnen durch Arbeitsklamotten ausziehen.

Nach vier Jahren kam Benedikt; der hat dann als Baby auch im Büro gelegen. Später habe ich ihn mit Rad oder Auto auch mit zu Kunden- oder Lieferantenbesuchen mitgenommen. Das konnte Ingrid entlasten. Aber nachts hab ich durchgepennt, da musste die Mutter ran. Am Wochenende war fast immer Freizeit: Raus in die Natur,

wandern, Freunde besuchen. Als Johanna 2,5 Jahre darauf zur Welt kam, hatte ich im Betrieb viel zu arbeiten. Der Betrieb wuchs, mehr Mitarbeiter bedeuten auch mehr Arbeitszeit für den Chef. Wieder 1,5 Jahre später war unsere Familie mit Dorothee komplett. Aber wir waren auch ziemlich »komplett fertig«! Große Krise in der Beziehung und viel Arbeit im Betrieb. Und viel Arbeit an uns selbst, viele Tränen, viele Fehler, viel verzeihen. Spagat oder Erfüllung? Es hätte uns fast zerrissen, jetzt sehe ich es als Erfüllung!

Was macht dich stolz, wenn du auf dein berufliches und männliches Leben zurückschickst? Was würdest du heute eventuell anders machen, wenn du noch einmal 30 Jahre vor dir hättest?

Heute bin ich stolz auf unsere Kinder, stolz auf meine Frau. Auch stolz auf über 30 ausgebildete Tischler und Tischlerinnen, auf überwundene schlechte Zeiten, auf immer noch ständig Selbst sein. 45 Berufsjahre haben mich natürlich geprägt. Ich habe viel Glück und Freude erlebt. Es war gut so! Ich hätte vor 30 Jahren nicht gedacht, dass das Leben so gut zu mir ist. Was hätte ich anders machen sollen? Ob das dann noch besser oder doch schlechter geworden wäre? Ich glaube, dass das Vertrauen auf die große universale Kraft, die ich Gottvater und Gottmutter nenne, mich begleitet oder sogar geleitet hat. Und dieses Vertrauen habe ich wohl von meinen Eltern erfahren.

Was wäre ein schöner Traum, der für dich noch in Erfüllung gehen dürfte?

»Eine Reise um die Welt und die Taschen voller Geld« ... dieses Lied von Karel Gott treibt mich immer noch um. Als 20-Jähriger wollte ich nach Südamerika - als Entwicklungshelfer. Jetzt gerade macht unsere Jüngste eine halbe Weltreise - mit weniger Geld. Aber der »Indian Summer« in Kanada, mit Kanu, der Yukon River, das ist schon machbarer für mich. Und den Weltfrieden wünsche ich mir!

Michael, vielen Dank für deine offenen Antworten!

Handwerk ist Begeisterung am Machen

Eine lebenssinnliche Auseinandersetzung zwischen Anspruch und Aufmerksamkeit

Guido Wiermann

Die früheste Erinnerung an das Tun meiner Hände reicht zum fünfjährigen Ich zurück. Ich konnte mit ihnen Sachen schaffen. Dinge fertigen, deren Ansehen mich begeisterte. Hier ein Gipsrelief, ein einfaches Haus darstellend, in kindlichem Duktus: eine selbst gegossene Gipsplatte, aus der ich, nach vorheriger Zeichnung, die Darstellung herausarbeitete, mit Messern, Schabern und Nägeln. Die Faszination des »Machens« hatte mich erfasst.

Kind sein

Viele Jahre später, als Vater, betrachtete ich meine eigenen Kinder in der Sandkiste. Wie sie einen Haufen Sand aufschütteten, ihn fest klopfen und dann von den gegenüberliegenden Seiten mit ihren Händen zu graben begannen. Die Kommentare, die sie während der Buddellei abgaben, über den körnigen, feuchten, kalten Sand, das Graben an sich und dann in dem Moment, als sich beide Tunnelbohrer berührten. Zwischen beiden Erinnerungen liegt die Zeit, die mir viel Handwerkszeug beibrachte. Handwerk ist Kind sein.

Anspruch

Handwerk, das; -s, -e: (in einer traditionell geprägten Ausbildung zu erlernender) Beruf, der in einer manuell und mit einfachen Werkzeugen auszuführenden Arbeit besteht.¹

»Der Handwerker will eigentlich nur etwas um seiner selbst willen gut machen.« Daran, so erinnert der Soziologe Richard Sennet in seinem Buch *Handwerk*, wird er jedoch allzu oft durch die Ansprüche der Beteiligten gehindert². Der Handwerker ist nicht frei in seinem Tun. Die Arbeit muss bezahlbar bleiben. Perfektion ist trotzdem gefragt. Der Konkurrenzdruck ist groß. Viele Handwerker finden leider

nicht den Markt, der ihren eigenen Qualitätsansprüchen gerecht wird. Sie arbeiten dann lieber im Reparaturbetrieb zur Bestreitung des Lebensunterhaltes. Massenware wird massenhaft im Discount gekauft. Die wirklich guten Dinge gibt es allerdings nur beim Spezialisten. Und es gibt auch noch die Menschen, die gutes Handwerk zu schätzen wissen. Und das Geld besitzen, oder darauf sparen, sich diesen Luxus leisten zu können. Handwerk ist Anspruch.

Im Beruf des Goldschmiedes fand ich dann die Möglichkeit, meinem Drang des »Machens« schöner Dinge nachzukommen und gleichzeitig mit Berufstätigkeit zu verbinden. Das Filigrane, Kleine, Feinmechanische hatte es mir schon während der ersten Schulpraktika angetan. Der Blick in den Nanobereich hätte aus mir vielleicht auch einen Physiker am CERN-Insti-

tut in Genf machen können. Sicher hätte ich so manches »Kleinste Teilchen« aufgespürt. Aber was hätte ich dann in meinen Händen halten können nach getaner Arbeit? Mich band die Faszination des handwerklichen Erlernens und Erlebens. Der leise Thrill beim Löten, den Temperaturpunkt kurz vor dem Schmelzen des Werkstücks zu finden. Die Freude über das Gelingen. Aber auch die Enttäuschung gelegentlichen Misslingens. Und die Herausforderung an neuen Schwierigkeitsgraden.

Leben lernen

Nicht eben einfach war des öfteren auch der soziale Umgang während der Ausbildung. Ende der 1980er Jahre gab es in handwerklichen Betrieben deutlich erkennbare Rangordnungen. Vielleicht ist das inzwischen anders. Zu der Zeit aber war ein Azubi eben



© time / photocase.com



© rolleys / photocase.com

immer noch der »Stift«. Darüber standen die Gesellen und dann der Meister. Diese Haltung hat im Handwerk lange Tradition. Im Mittelalter, zur Zeit der ersten Zunftgründungen, wurde der »Lehrling« in die Hände eines »Ersatzvaters« gegeben, dem Handwerksmeister. Ihm unterstand der Auszubildende für mindestens sieben lange Jahre. Bei den Goldschmieden im speziellen war (und so ist es wohl noch oft) die Arbeitsstätte gleichzeitig Wohn- und Lebensraum. Eine Symbiose organisatorischer Art mit allen Vor- und Nachteilen. Trotz oder gerade wegen dieser Konstellationen und Schwierigkeiten hat sich mein Durchhalten gelohnt. Handwerk ist Leben lernen.

Grenzen überwinden

Wer nicht nur mit seinen Händen graben will, benötigt Werkzeug. Vor 2,4 Millionen Jahren entstanden die ersten von Menschen geschaffenen Werkzeuge³. Das Remscheider Werkzeugmuseum dokumentiert den Werdegang

des Werkzeuges vom ersten Hackwerkzeug aus Stein bis zum computergesteuerten Laserschneider in eindrucksvoller Weise⁴. Aber: Werkzeug hinterlässt Spuren. Ebenso wie das spätere Benutzen der geschaffenen Produkte. Auf die Suche nach diesen Spuren hat sich der Künstler und Minimalist Donald Judd einst begeben. Eigentlich Maler und Bildhauer, schuf er auch einige Möbel mit Gebrauchswert⁵. In gewissem Sinne überwand er so die Grenzen zwischen Kunst, Handwerk und angewandter Kunst. Doch was sind Kunsthandwerker? Das Hobby des Strickens beispielsweise wird oft als »meine Handarbeit« betitelt. Seit Basteln DIY heißt, ist auch das salonfähig. Hobbys werden Internet- und öffentlichkeitstauglich präsentiert⁶. Und Handwerk überwindet Grenzen.

Aufmerksamkeit

Wie schafft der Handwerker, die Handwerkerin? Wie entsteht das

»Ding«? Wie geht das Machen? Für Richard Sennett gehört die Fähigkeit, sich über einen längeren Zeitraum auf etwas konzentrieren zu können, unabhängig dazu. Nicht erst in der Fertigung des Gegenstandes, sondern schon im Training darauf hin. In der Übung der benötigten Fähigkeiten. Verschiedene Quellen, so führt er an, wiesen darauf hin, dass man 10.000 Stunden benötige, um in einem Fachgebiet ein Experte zu werden. Nach heutigem Maßstab (Arbeitszeit, Urlaub etc.) kommt man damit auf eine Ausbildungszeit von etwa 7,5 Jahren. Das entspräche der normalen Ausbildungsdauer von 3,5 Jahren und 3 Gesellenjahren. Außerhalb der Handwerksberufe werden solche Werte allenfalls noch im Medizinstudium erreicht.

Zwischen Auge und Hand würden die dabei zu trainierenden Bewegungsabläufe organisiert, so Sennett weiter. Ich möchte hinzufügen: Der Kopf ist immer dabei. Er plant, koordiniert, be-

wertet und korrigiert. Erst später, wenn das Geübte oft genug wiederholt worden ist, kommt eine gewisse Routine dazu, die dann natürlich nicht dazu führen darf, dass die Aufmerksamkeit am eigenen Tun nachlässt. Die Herstellung eines metallenen Bechers von Hand beispielsweise kann mehrere Tage in Anspruch nehmen. Während solcher monotoner Arbeitsphasen entsteht vielleicht gar ein Zustand der Kontemplation, der auch als sanfte Aufmerksamkeit beschrieben wird⁷. Dann wächst das »Ding« unter den Händen des Machers fast mystisch heran. Handwerk ist Aufmerksamkeit.

Bewusstseinsweiterung

Nach einigen Gesellenjahren ließ die Zahl der handwerklichen Herausforderungen nach und es war Zeit, sich neue zu suchen. Statt des traditionellen Werdegangs im Handwerk, der Meisterprüfung, entschied ich mich für das Studium an einer Fachhochschule - im Studiengang Metallgestaltung. Das »Machen« bekam einen intellektuellen Überwurf. Aus dem Handwerk wurde angewandte Kunst-Design. Und aus dem akribisch Kleinen wurde Größeres - Schmiedeeisen und Gefäße, mein Blick erweiterte sich. In den Werkstätten ging es gut zur Sache: glühende Eisen im Feuer, lärmende Hämmer, der Geruch nach Metallstaub in der Luft. Ein Großteil der Mitstudierenden kam wie ich aus handwerklichen Berufen. Alle auf der Suche nach Alternativen, nach dem Blick über den eigenen Tellerrand. Handwerk ist Bewusstseinsweiterung.

Teamwork

Auf einer Fahrt durch die Stadt stoppe ich mein Fahrrad für eine beeindruckende Beobachtung. Vor mir auf dem Radweg parkend steht ein Pritschenwagen, beladen mit Dachlatten. Auf der Ladefläche steht ein Mann in Zimmermannskluft. Er nimmt sich eine der Latten und befördert sie mit einem gezielten Wurf im Winkel des Daches, unter dem der Wagen steht, nach oben. Dort steht ein Kollege, fängt die Latte wortlos und reicht sie einem weiteren Mann oben auf den Sparren

stehend weiter. Dieser legt sie dort ab. Während der Zweite noch mit dem Weiterreichen beschäftigt ist, fliegt ihm bereits die nächste Latte von unten entgegen. Er dreht sich wieder in Richtung des Pritschenwagens und fängt. Ich sehe dem Treiben eine Zeit lang zu. Es wird kaum geredet. Die Tätigkeit scheint klar, die Bewegungen der Drei fließen ineinander. Ja, fast scheint es mir, als arbeite dort nur eine einzige Maschine aus Fleisch und Blut. Jeder kennt seinen Part und so ist die Ladefläche nicht nur sehr zügig leer geräumt, sondern das gesamte Material ohne maschinelle Hilfe eine Etage höher befördert worden. Handwerk ist Teamwork.

Kopfwerk

Heute ist mein Werkzeug die Tastatur. Die fertigen Dinge am Ende der Arbeitsprozesse kann ich nicht mehr in den Händen halten. Sie sind virtueller Natur. Von bedruckten Papieren einmal abgesehen. Vor einigen Jahren schon hörte ich in einem Interview mit einem Journalisten Antworten, die mich hellhörig werden ließen. Er - ich habe leider nicht mehr in Erinnerung, um wen es sich handelte - hatte die Auffassung, dass die Arbeit des Schreibens zu mindestens 80% aus Handwerk und zu 20% aus Fleiß bestünde. Das Schreiben also auch Handwerk? Im Vergleich von Vorbereitung und Durchführung gibt es sicher Parallelen. Aber kann es so begeistern wie ein gut durchdachtes, handwerklich korrekt hergestelltes und womöglich auch schönes Produkt?

Handwerk ist Begeisterung am Machen

Vielleicht komme ich ja demnächst öfter wieder - zwischen den Zeilen - aus meinem Keller wie der Junge, der mir regelmäßig aus dem Werkraum entgegen kommt. In der Hand hält er seine aus verschiedenen Altkartons, bunten Kunststoffbechern, Holzresten, Planen und Schrauben zusammengebauten wunderbaren, teilweise wundersamen Konstruktionen. Meist Maschinen mit seltsamen Funktionen. Er hält sein Werk in den Händen und erklärt mir mit ausschweifenden Beschreibungen, um was für ein Gerät es sich handelt. Begeisterung leuchtet in seinen Augen. Handwerk hat viele Facetten, Handwerk ist Begeisterung am Machen.

Anmerkungen

- 1 Das Bedeutungswörterbuch, 2. Auflage, Dudenverlag, Mannheim 1985.
- 2 Sennett, Richard: Handwerk. Berlin Verlag, Berlin 2008.
- 3 <http://de.wikipedia.org/wiki/Werkzeug>.
- 4 Siehe den Beitrag »Vom Faustkeil zum Multitool« auf der Seite: http://wissen.dradio.de/werkzeug-was-nicht-passt-wird-passend-gemacht.33.de.html?dram:article_id=227108.
- 5 <http://www.fr-online.de/wohnen/angewandte-kunst-ein-guter-stuhl-ist-ein-guter-stuhl,3242122,9543042.html>.
- 6 z.B. <http://design.hotwired.com/oder> <http://de.dawanda.com/>.
- 7 <http://de.wikipedia.org/wiki/Kontemplation>

Guido Wiermann

Diplom-Designer, Gestalter für das Web und die Kunst, alles unter einen Hut zu bekommen.
> guido.wiermann@t-online.de; www.schoenundunschoen.de.



»Die Karten ausspielen, die man bekommen hat«

Ein Rückblick auf das Werkzeugmachen, alte Hierarchien und den Lauf der Dinge

Thomas Günther | Alexander Bentheim

Thomas, warum hast du dich damals für den Beruf des Werkzeugmachers entschieden, was hat dich daran gereizt? Was hat dich bei deiner Berufswahl beeinflusst?

Tja, warum bin ich Werkzeugmacher geworden? So genau weiß ich das nicht mehr, immerhin sind jetzt 40 Jahre dazwischen. Ich war in der neunten Klasse, und ich wusste immer noch nicht, was ich später einmal machen wollte. Wir hingen rum, fuhren mit dem Fahrrad durch die Gegend, hörten Musik, die irgendjemand aus dem Westen organisiert hatte ... ja, später mal was arbeiten und das eigene Geld verdienen, sich damit auseinandersetzen zu müssen, das rückte unaufhaltsam näher. Einen Traumberuf zu bekommen war in der DDR schwierig. Entweder man war außergewöhnlich gut in der Schule, oder man verpflichtete sich schon rechtzeitig als »Längerdienender« bei der NVA.

Wir hatten am Ort eine recht große Firma, früher sagte man noch Betrieb dazu, die Landmaschinen produzierte, spezialisiert auf die Saatgutreinigung. Da lag es nahe, sich auch vor Ort eine Lehrstelle zu beschaffen, der Bereich Metall bot sich an. Ich ging da relativ locker ran, irgendeine halbwegs gute Ausbildung dachte ich, Geld verdienen, und dann weiter rumhängen, das Wochenende bei irgendeiner Tanzveranstaltung zubringen, und so bald es geht ein Motorrad fahren ...

Metall also. Klempner wollte ich aber nicht, Maschinenschlosser auch nicht. Dreher und Fräser war auch nicht mein Ding. Dann erfuhr ich: Werkzeugmacher sei die Krone der Metallberufe. Aber was macht ein Werkzeugmacher, Zangen und Hämmer? Damals ahnte ich es vielleicht, aber heute weiß ich, wie die Dinge entstehen, die uns täglich begegnen. Ein Eimer, die Zahnrä-



Thomas Günther

Jg. 1957, Polytechnische Oberschule, abgeschlossene Lehre zum Werkzeugmacher, dann Forstarbeiter, nach der Wende Mechaniker für Kommunaltechnik, Ende der '90er Einstieg in die Photovoltaik, heute Servicetechniker in dieser Branche. Vater zweier erwachsener Söhne. Was ich mag: Fotografie; Islay Single Malt am Lagerfeuer; kostbare Zeit verbringen mit Leuten, die selbständig über den Tellerand schauen können; mit meinem Pickup und der aufgesattelten Wohnkabine bis an die Barentssee fahren. No-Go's: Spießigkeit und Intoleranz.

der einer Uhr, ein Blechtopf, die Karosserie eines Autos, die Hülle eines Lippenstiftes, die Aufzählung könnte man weiter führen. Sobald das handwerkliche Einzelstück verlassen wird, braucht es den Werkzeugmacher. Für Kunststoffteile beispielsweise das Spritzgusswerkzeug, für Metallzahnräder einer Uhr das Schnittwerkzeug, für einen Löffel das Schnitt- und Biege- werkzeug, für einen Kotflügel und einen Blechtopf braucht man ein Tiefziehwerkzeug, für Münzen ein Präge- werkzeug ... Ich hatte meine Wahl getroffen, Werkzeugmacher, trotz des halben Jahres längere Lehrzeit gegenüber den anderen Metallberufen. Los ging es im September 1973, zwei Tage die Woche in der Lehrwerkstatt und drei Tage Berufsschule im Automobilwerk Eisenach. Wir waren ca. 30 Schüler in der Klasse, die Hälfte kam aus dem Automobilwerk. Auch zwei Frauen hatten sich für diesen Beruf entschieden, wie alle staunend zur Kenntnis nahmen.

Werkzeugmacher ist ja ein typischer Männerberuf. Was magst du gern an diesem Beruf - und was nicht?

Die Berufsschulausbildung beinhaltetete viel technische Wissensvermittlung

und reichte von Mathematik über Werkzeugmaschinenkunde bis zur Werkstoffkunde, besonders stand hier natürlich der Stahl im Vordergrund; das Eisenkohlenstoffdiagramm wurde bis zum Erbrechen gepaukt. Die beiden Tage Lehrwerkstatt waren anfangs ätzend. Disziplin, Ordnung - und feilen, feilen und nochmals feilen. Meine erste Aufgabe war das Feilen eines Hammers aus Werkzeugstahl. Ich glaube, ich habe dreimal angefangen, da ich es versaut hatte. Schnell war klar: bist du - als Lehrling - auch nur den Bruchteil eines Millimeters unter Maß, war die ganze Arbeit umsonst. Man verlangt von dir als Werkzeugmacher höchste Genauigkeit, gute Augen, trockene Hände, und viel Gefühl für das Material.

Im Nachhinein sehe ich den Werkzeugmacher tatsächlich als klassischen Männerberuf. Schwere Teile, Schmutz, Öl, Bohremulsion, Geruchsbelastigung, Lautstärke. So habe ich das erlebt, und nicht zuletzt weiß ich das auch von meiner Freundin, die in der Kfz-Branche beschäftigt ist. Dass der Beruf klassisch männlich ist, kann man vielleicht anhand ihrer Erfahrung am besten verdeutlichen: Tauchst du als Frau in eine Männerdomäne ein,

mach dich auf einiges gefasst. Du solltest mindestens so gut wie der Durchschnitt sein, oder besser. Und du solltest mental stark sein, um so Einiges wegstecken zu können. Bringst du das als Frau mit, hast dazu etwas technische Vorerfahrung, bist naturwissenschaftlich nicht ganz unterbelichtet, hast eine gute Vorstellungskraft für die Zeichnung eines fertiges Werkzeugs, und scheust du auch monotone Arbeiten nicht wie z.B. das Polieren an einem Spritzgusswerkzeug, dann bist du richtig in dem Bereich. Ein Laufsteg mit seinen ganzen Allüren ist der Beruf definitiv nicht.

Was ist dein Lieblingswerkzeug und was hat dies für dich mit Männlichkeit zu tun?

Es gibt jetzt nicht ein spezielles Lieblingswerkzeug, zu weit ist das Spektrum der Werkzeuge, schon wegen der Unterteilung in den Groß- und Kleinwerkzeugbau, Vorrichtungsbau, Lehrbau. Alles hat ein Für und Wider, in jedem Werkzeug, welches man letztendlich baut oder auch nur Teile dafür fertigt, steckt viel Zeit, Mühe und Herzblut.

Mein Erstlingswerk und zugleich mein Lehrstück war ein Schnittwerkzeug, das aus 3 mm Blechstreifen Befestigungslaschen mit zwei Löchern und 45° abgeschrägten Ecken in Serie stanzen konnte, völlig unspektakulär, und doch voller Arbeit ... da fällt mir noch ein Spritzgusswerkzeug ein, an dem ich mitgearbeitet habe, ein Werkzeug, um eine Keilriemenscheibe aus Polyamid zu spritzen, relativ kompliziert mit Schiebern für die Entformung und auch relativ groß. Tagelanges Polieren an gehärtetem Stahl war die Aufgabe, jeder kleinste Kratzer ist dann auch im Fertigteil zu sehen. Dabei kam mir erstmals der Gedanke: das ist vielleicht doch nichts für mich. Aber geht so ein Werkzeug das erste Mal auf die Spritzmaschine, Heizung und Kühlung werden angeschlossen, und das erste Teil fällt dann heraus, sauber und ohne Spritzgrad, dann stellt sich doch ein erhebendes Gefühl ein. Ich möchte mich nicht zu weit aus dem Fenster lehnen, was daran besonders männlich ist ... da soll sich jeder sein eigenes Bild machen.

Wie lange hast du in deinem ersten Beruf gearbeitet? Warum hast du später die Branche gewechselt?

Ich habe nach der Lehrzeit noch ca. drei Jahre im Beruf gearbeitet. Aber ich empfand den Werkzeugbau zunehmend spießig, und für meinen Geschmack auch zu sehr mit Hierarchien belastet. Die Spießigkeit hängt in der Nachbetrachtung gesehen mit dem sehr genauen Arbeiten zusammen, der Pünktlichkeit, der Zuverlässigkeit. Da gab es kein »das wird morgen schon«, denn versaut war versaut. Und die Hierarchien wurden nicht hinterfragt. Die »alten Hasen« vorn am Fenster, wo

es schön hell ist, die »Neuen« hinten an der Wand – das waren die, die noch keine Erfahrung hatten, sich noch keine Hilfsmittel schaffen konnten und einen leeren Werkzeugschrank hatten. Also ordnest du dich schnell unter, denn du bist erstmal nichts nach der Lehre und auf Hilfe angewiesen. Sicher, du lernst hilfsbereite Menschen kennen, aber das ist mitunter eine Hilfsbereitschaft, die auf Gegenleistungen beruht. Ein Neuer, der vom elterlichen Bauernhof Hausgeschlachtetes mitbrachte, hatte schon gewonnen. Sonst gab es auch Ablehnung, weil dein Gesicht nicht passte, Arroganz der übelsten Sorte, derbe Späße



© Thomas Günther - Nordreisender / photocase.com



Thomas ist leidenschaftlicher Fotograf. Sein Bild »Mann mit Luftballons« ist Teil seiner Ausstellung »Wege ins Leben«, die noch bis März 2013 im Café »Glück und Selig« in Hamburg (Heussweg 97, tägl. 9-18 Uhr) zu sehen ist. Weitere Fotos von ihm gibt es hier: www.photocase.de/nordreisender

die man abkönnen muss, und ein eher sparsames Anfangsgehalt.

Mir kam in den frühen Achtzigern der Zufall zu Hilfe, um die Branche zu wechseln. Ein harter Winter mit viel Nassschnee in Verbindung mit Sturm hatte einen großen Teil der Fichten im Thüringer Wald brechen lassen wie Streichhölzer. Unmengen an Bruchholz war aufzuarbeiten und ein Wettlauf gegen den Borkenkäfer hatte begonnen. Leute zum Anpacken wurden überall gesucht, in der DDR herrschte ja ständiger Arbeitskräftemangel. Jeder hatte einen Job, keinen zu haben, galt als asozial und wurde geahndet. Junge Leute aus der Industrie wurden also für vier Wochen mit Axt und Handsäge ausgestattet und in den Wald geschickt, unterstützt von Studenten, die ebenfalls keine Wahl hatten.

Mein Vorteil war: ich hatte eine Fahrerlaubnis für LKW. Ich brauchte für meine damals junge Familie einen gut bezahlten Job und in der Holzabfuhr wurde gut bezahlt, allerdings nach Leistung. Von einem Tag auf den anderen habe ich den Werkzeugmacher an den Nagel gehängt und bin in die

Forstwirtschaft gewechselt. Der Job war hart, knochenhart, vor allem im Winter. Aber es war gut und ich bemerkte recht schnell, dass mein Herz draußen in der Natur schlägt und nicht in einer miefigen Werkhalle, es war also auch ein Stück Freiheit.

Nach der Wende '89 musste ich mich allerdings wiederum neu orientieren und die relative Freiheit erneut mit der Werkhalle eintauschen – unfreiwillig, aber Geld verdienen war nun einmal vorrangig. Die Frage, was ich eigentlich wirklich gern tun möchte, gab es daher leider nie. Geld zu verdienen, das stand wegen der Familie immer im Vordergrund.

Hätte es dich auch gereizt, einen Sozialberuf zu erlernen und direkt mit Menschen zu arbeiten?

Die Frage, als Mann in der DDR einen Sozialberuf zu erlernen, bestand so nie. Es war unüblich, wenn nicht sogar unmöglich, einmal abgesehen vom Beruf des Lehrers. Es war trotz gut gemeinter Emanzipationsversuche in der DDR ein typisch weibliches Berufsbild, zudem die Sozialberufe – bei-

spielsweise in Seniorenheimen – nicht in dem Maße vorhanden waren, wie es sie heute gibt. Alte und gebrechliche Menschen wurden vorrangig zu Hause versorgt und gepflegt. Ich habe aber über diese Frage auch so noch nicht nachgedacht, ich denke: eher nein. Was ich mir vorstellen könnte und gern machen würde: Kindern die einfachen Dinge näher bringen, z.B. das Arbeiten mit den Händen, die Vielfalt der Natur zeigen, ihnen den Blick für das Wesentliche schärfen.

Spielt für dich – hinsichtlich von Berufs- und Arbeitsleben – rückblickend eine Rolle, dass du lange in der DDR aufgewachsen bist? Welche Aspekte fallen dir dazu ein?

Schwer zu sagen ... eigentlich fällt mir sofort meine Ausbildung ein, die ich trotz allem nicht missen möchte. Lässt man die ganze sozialistische Propaganda (und von der gab es reichlich) einmal beiseite, war die Ausbildung sehr gut, ohne Wenn und Aber. Es war oftmals schwer, zermürend und anstrengend, auch an der Grenze des guten Geschmacks, und ich habe ge-

flucht. Aber ich frage mich auch: hat es nicht genau das gebraucht, um diese Fertigkeiten heute zu besitzen? Diese Frage stelle ich mir oft, auch vor dem Hintergrund einer Kultur, wo das Meckern auf ganz hohem Niveau an der Tagesordnung ist.

Was mir noch einfällt, ist das Improvisationstalent, das vielen eigen ist, die in der DDR aufgewachsen sind. Irgendetwas bauen, anfertigen, was man nicht hat - aber braucht, um den Alltag zu meistern. Da möchte ich noch einmal auf den Werkzeugmacher kommen: Improvisieren geht in diesem Beruf ja so gut wie nicht, schon wegen der geforderten Genauigkeit, und das war ein Widerspruch zum Improvisationszwang im DDR-Alltag. Damit muss man erstmal umgehen lernen ...

Welche Bedeutung hat für dich das Thema Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Freizeit?

Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie war früher geregelt. Kindergärten und auch Krippen waren kein Thema, und es gab auch immer die Möglichkeit, dass ein Elternteil wenigstens früh oder abends, trotz Berufstätigkeit, bei den Kindern war. Nur Freizeit war

in dieser Zeit immer zu wenig, viel zu wenig für das, was ich sonst gern getan hätte. Heute hat für mich das Thema Familie nicht mehr diesen Druck wie früher. Ich nehme mir mehr Freizeit, versuche Schichtarbeit zu umgehen und denke darüber nach, was ich noch Spannendes in die Hand nehmen könnte, zum Beispiel den Fotoapparat. Wie die Vereinbarkeit in Zukunft aussehen wird, kann ich nicht sagen, aber kleine Kinder möchte ich in der heutigen Zeit nicht mehr aufziehen müssen.

Würdest du dein berufliches Wissen anderen gern näher bringen, z.B. als Ausbildungsbegleiter? Was wäre dir dabei besonders wichtig, anderen zu vermitteln?

Natürlich würde ich mein Wissen und auch meine Erfahrungen gern anderen Menschen weiter geben, die Frage ist aber eine andere: Wer will das wissen, und in wie weit ist mein teilweise angestaubtes Wissen noch verwertbar? Klar, manche Dinge werden sich nie ändern. Eine Schraube wird immer eine Schraube bleiben, auch Stahl wird immer Stahl bleiben, aber die Fertigungsverfahren haben sich gewaltig geändert. Da möchte ich noch einmal

auf den Werkzeugmacher eingehen: das Berufsbild, das ich hier gezeigt habe, ist ein Rückblick auf eine andere Zeit. Manches ist leichter und einfacher geworden, anderes anspruchsvoller und komplizierter. Ein Schnittwerkzeug für kleine Stückzahlen wird heute oft nicht mehr gebraucht, da gibt es jetzt die Lasertechnik und Revolverstanzen, gepaart mit CNC-Verfahren. Was ich aber gern vermitteln würde, ist das Gefühl für das Material: was geht beispielsweise mit Stahl, wie macht man es gefügig und wie zwingt man es in den Zustand und in die Form, die man haben möchte? Das halte ich übrigens für typisch männlich.

Welche drei Dinge würdest du gern tun und warum, wenn du die Macht dazu hättest?

Darauf möchte ich ausweichend antworten. Die Zeit zurückdrehen geht nicht, man muss die Karten ausspielen, die man bekommen hat. Die Frage globaler zu beantworten wird auch schwer, drei Wünsche würden da nicht reichen. Eines aber würde ich mir bestimmt wünschen: dass das Missionieren halbwissender Gutmenschen unterbunden wird ;-)



© Thomas Günther - Nordreisender / photocase.com

»Wundervolle Leute kennengelernt«

Abenteuerlust, Freiheit, Gleichberechtigung – Erlebnisse von der Walz

Sebastian Kunkler | Andreas Haase

Sebastian, was hat Dich 1990 dazu veranlasst, auf die Walz zu gehen?

Etwa ein Jahr zuvor war ich – kurz nach meiner Gesellenprüfung – auf dem Weg nach Dänemark zu einem Festival zufällig mit reisenden Gesellen ins Gespräch gekommen. Die luden mich zunächst auf eine Baustelle in Schleswig-Holstein ein. Das war dann wie ein Sog für mich. Es bot sich die Möglichkeit, die Kenntnisse und Fähigkeiten als Handwerker en passant zu erweitern! Es folgte dann ein Sommergesellentreffen in der Schweiz als »offizieller« Interessent, und dann kam irgendwann Post eines reisenden Gesellen, der sich als Exportgeselle¹ zur Verfügung stellte.

Was waren deine Erwartungen für die Wanderjahre und welche Vorstellungen waren damit verbunden?

Es waren Abenteuerlust und die Verlockung, etwas ziemlich Einzigartiges zu erleben, verbunden mit ein paar Jahren echter Freiheit, wie man sie sonst kaum erleben kann. Das war der Hauptantrieb dabei.

Was ist so auch eingetreten und was war ganz anders?

Es war mein großes Abenteuer. Ursprünglich wollte ich für »nur« zwei Jahre und einen Tag unterwegs sein und dann wieder zurück in meine Heimatstadt gehen, aber es kam ganz anders. Nach dreieinhalb Jahren auf der Walz habe ich mich einheimisch gemeldet und bin dann aber in der Kluft weiter gereist, immer dahin, wo es interessante Arbeit gab. Beim Unterwegssein bist du jeden Abend bei anderen Leuten zu Gast, mal bei den ärmsten und mal bei den reichsten, mal unter der Brücke und mal im Schloss, mal bei Privatleuten und mal bei Offiziellen, mal bei Gesetzesbrechern und mal bei Gesetzeshütern ...



Sebastian Kunkler

geboren 1965 in Kiel. Tischlermeister, Techniker für Baudenkmalpflege, seit 2010 Sozialpädagoge. Ich lebe mit meiner Freundin und unseren zwei Kindern (5 und 1/2 Jahr) zusammen und arbeite als Handwerker und Pädagoge für einen Beschäftigungsträger mit Langzeitarbeitslosen.

Es bedarf für die Leute nur der Überwindung, einen »Fremden« (so nennen sich die Reisenden) in ihren innersten Bereich einzulassen. Es winkt für den Gastgeber mit etwas Glück ein kurzweiliger Abend, denn wer unterwegs ist, hat immer etwas zu erzählen. Für mich stellte es aber auch häufig einen unangenehmen Druck dar, jeden Abend ein Dach über dem Kopf zu finden. Im Sommer ist es bisweilen ja noch ganz angenehm, auch mal bei Mutter Grün zu übernachten. In der kalten Jahreszeit musst du als Fremdgeschriebener aber irgendjemanden auftun, der dir das nötige Vertrauen entgegenbringt, das war nicht immer einfach.

Beim Arbeiten musst du dich einlassen auf ganz unterschiedliche Produktionsmethoden und -verhältnisse, immer wieder auf neue Kollegen und Meister. Ich habe da ehrbare Menschen und widerliche Ausbeuter kennengelernt – bei der zweiten Kategorie fiel es mir natürlich relativ leicht, auch nach einer kürzeren Zeit als der geplanten in den Sack zu hauen und abzureisen.

Handwerk und »Männlichkeit« wird eng miteinander verknüpft gedacht. Welche Bedeutung hat diese Kombination für Dich? Wie siehst Du deine Rolle als Mann und Handwerker?

Ich habe mich damals wie heute als

fortschrittlichen und politischen Menschen gesehen. Daher wollte ich mich nicht ganz losgelöst von allen zünftigen Verpflichtungen freireisend² auf den Weg machen, sondern suchte die Gemeinschaft mit anderen reisenden Gesellen, also einen Schacht. Ich habe mich dann ganz bewusst einer Gesellenvereinigung angeschlossen, die kein reiner Männerclub war. Etwas anderes wäre für mich auch nicht in Frage gekommen. In den Jahren meiner Wanderschaft haben wir innerhalb der Gesellschaft der reisenden Gesellen und Gesellen viele Themen kontrovers diskutiert, die nicht ins alt-hergebrachte Schema von Handwerk und Männlichkeit passen. Wir waren in den 90ern wahrscheinlich heimliche Vorreiter einer Frauenquote. Aber dass ich in einen Schacht eingebunden bin, der Frauen gleichberechtigt erwandert, war in der Tat häufig erklärungsbedürftig.

Mit der Walz wird Freiheit und Ungebundenheit verbunden. Attribute, die auch Männer zugeschrieben werden. Wie ist das für Dich damals gewesen auf der Walz, heute im Rückblick auf diese Zeit und nun »sesshaft« im Alltag?

Ich war damals überzeugt vom Gleichberechtigungsgedanken; ich wollte Freiheit und Ungebundenheit genießen, ohne andere davon auszuschließen.

ßen, und erst recht nicht Handwerkerinnen. Meine persönliche Freiheit habe ich damals aber auch selbst dadurch eingeschränkt, dass ich einer der wenigen reisenden Gesellen war, die ihre Zweierbeziehung für die Tippelei nicht aufgegeben hatten. Diese Beziehung hat die Wanderschaft überstanden – und ist erst einige Jahre danach in die Brüche gegangen.

Hast Du auf der Walz auch Frauen erlebt und hast Du einen Unterschied zwischen ihnen und Männer im Umgang damit wahrgenommen? Wenn ja, wie war der?

Naja, Männer wie Frauen sehen in den Reisenden geheimnisvolle und rätselhafte Fremde. Für manche stellt dieser Status auch eine große Anziehungskraft dar, insbesondere für das jeweils andere Geschlecht. Eindeutig war aber immer, dass der interne Umgangston angenehmer in Gruppen ist, in denen Frauen eine gleichberechtigte Rolle spielen. Der Männlichkeitswahn war bei uns als Frauen- und Männerschacht naturgemäß institutionell nicht so ausgeprägt, wobei es selbstverständlich auch eine Menge Machogehabe bei einzelnen Gesellen gab – nicht nur bei den männlichen.

Für Väter spielt die Vereinbarkeit von Beruf, Familie und Freizeit eine zunehmend wichtigere Rolle. Wie bekommst Du das heute als Handwerker und Vater hin?

Nur mit Abstrichen in der Freizeit. Ich bin in der Woche 9-10 Stunden täglich außer Haus (wie so viele Vollzeitbeschäftigte) und versuche danach, neben den anderen Notwendigkeiten, meine Kinder – soweit es geht – noch zu erleben. Nach dem Abendritual bleibt noch ein wenig Zeit für Zweisamkeit. Zurzeit habe ich als Ausgleich noch einen wöchentlichen Sporttermin – mehr ist nicht drin.

Was macht Dich stolz, wenn Du auf dein berufliches und männliches Leben zurückblickst? Was würdest Du heute im Rückblick auf damals anders machen?

Was bleibt, sind die (Bau)werke... Auf der Wanderschaft habe ich wundervolle Leute kennengelernt, mit denen ich gemeinsam wirklich großartige Bauprojekte realisiert habe. Sie haben mich im Zuge meiner Wanderschaft an traditionelle Zimmerei, an Gebäuderestaurierung und an Fachwerksanierung herangeführt. Ein wesentliches Merkmal ist das, was die Arbeit auf dem Bau ausmacht und worauf wir Bauschaffenden stolz sind: Gemeinsamkeit.

In Potsdam habe ich bei der Musterrestaurierung eines barocken Stadthauses mitgewirkt, in Amsterdam am Ausbau eines historischen Segelschiffs gearbeitet, in der Nähe von Templin an der Sanierung einer hugenottischen Fachwerkkirche teilgenommen, am Vogelsberg habe ich eine



© Sebastian Kunkler

Scheune aus Rundhölzern mit gebaut. Nach fünf Jahren Unterwegsseins habe ich eine Techniker- und Meisterschule besucht (und ganz ordentlich abgeschlossen), nach einigen Irrungen und Wirrungen dann einen angenehmen Job gefunden.

In meiner näheren Umgebung stehen zwei Fachwerkgebäude, die ich im Rahmen von Beschäftigungsprojekten mit arbeitslosen Jugendlichen restauriert und aufgebaut habe. Das waren Experimente, von denen keiner vorher sagen konnte, ob das so wirklich möglich ist.

Was wäre ein schöner Traum, der für Dich noch in Erfüllung gehen dürfte?

Super wäre, wenn ich für mich (und meine Familie) noch mal so viel Zeit hätte, wie mir damals zur Verfügung gestanden hat. Aber das liegt wohl in der Natur der Sache, dass ich dafür bis zur wahrscheinlich kargen Rente oder bis zum unwahrscheinlichen Lottegewinn warten muss ...

Anmerkungen

- 1 Ein schon erfahrener reisender Geselle, der den »Frischling« von zuhause abholt und ihn in den ersten Wochen oder Monaten in die Traditionen und den Alltag eines Fremdeschriebenen einführt.
- 2 Nicht in einem Schacht organisierte reisende Gesellen. Viele Freireisende tauschen sich auch auf regelmäßigen Treffen aus und unterwerfen sich freiwillig den Regeln »zünftigen« Reisens.



© view7 / photocase.com

Der Reiz des Unperfekten

Klaus Raasch schwört auf den Buchdruck – dabei wurde diese Technik schon vor 40 Jahren für tot erklärt.

Frank Keil

Neulich war Klaus Raasch in New York. Was ihn sehr beeindruckt hat: Wie die Leute mit ausgestreckten Armen ihre Tablett-PCs vor sich hertragen; wie sie auf dem Display sich das anschauen, was sie umgab und was sie hätten sehen können. Und er lacht und er hat guten Grund zu lachen, denn Klaus Raasch druckt Bücher, noch per Hand und Stück für Stück: »Durch die ersten Drucke, die ersten Karten, Atlanten und dann Bücher erhielt man damals ganz handgreiflich eine Erfahrung von Welt. Und heute sind wir wieder bei der Welt als eine Scheibe angekommen.«

Klaus Raasch kommt aus dem Ruhrpott. Er ist gerade mal 16 Jahre alt, als er sich mit einem Drucker anfreundet, der in einem schneien Fachwerkhaus eine Druckwerkstatt hat: »Ich war da oft nach der Schule, kriegte viel mit, es wurde richtig gearbeitet und zwischendurch gab es richtige Pausen.« Um die Ecke liegt auch noch die renommierte Folkwang-Schule, die Studenten von dort lassen sich Plakate, Flyer und Einladungskarten für ihre Ausstellungen drucken: »Vieles ging schnell und war in der Herstellung nicht teuer.« Und so steht der junge Raasch immer öfter neben der Maschine, darf dann und wann selber etwas tun: »Ich fand das immer sehr anschaulich, man konnte gleich sehen, was man getan hatte.«

Er macht das Abitur, will Kunst studieren: »Weil es eine Uni mit einer Druckwerkstatt sein musste, kamen eigentlich nur Berlin oder Hamburg in Frage.« Beim zweiten Anlauf klappt es in Hamburg am Lerchenfeld. Er lernt die Technik des Radierens, des Siebdrucks. Am meisten aber fasziniert ihn der Bleisatz und der Holzdruck. Raasch druckt mit Leidenschaft, bald ist bekannt, was ihn reizt. Eines Tages bekommt er eine große Andruckpresse angeboten, mit komplettem Buchstaben- und Zeichensatz: »Der Vogel wog drei Tonnen, ich wusste überhaupt nicht, wohindamit.« Er greift trotzdem zu. Er macht aber auch Aktzeichnen, zeigt der dort unterrichtenden Professorin, wie man das als junger Student so macht, dann und wann seine Arbeiten vor. Eines Tages ist ein Holzdruck darunter: »Da sagte sie: 'Ich kenn' da noch so einen.' Das hatte schon damals den Klang von 'noch so ein letzter Mohikaner'.« Raasch lernt Artur Diekhoff kennen, besucht ihn in dessen Druckwerkstatt. »Das war sehr interessant«, sagt Raasch gedehnt. Der damals natürlich noch nicht weiß, dass diese Begegnung sein Leben prägen wird.

Denn es dauert nicht lange und Artur Diekhoff meldet sich zurück: Er muss aus seiner bisherigen Werkstatt ausziehen und Raasch weiß schließlich auch nicht, wo er mit seinem Ungetüm

an Druckmaschine hin soll, die Übergangsweise in einer Weinhandlung am anderen Ende der Stadt lagert, aber dort natürlich nicht bleiben kann. Sollen sie sich nicht zusammentun? Die beiden gründen die *Buchdruckwerkstatt Schwarze Kunst*: »'Schwarze Kunst' zum einen als Synonym für den Buchdruck an sich, der ja lange den Leuten, die nicht lesen und schreiben konnten, suspekt war; 'schwarz' aber auch wegen der schwarzen Farbe und auch, weil Buchdruck damals schon so etwas Abseitiges war.«

Eine Zeitlang läuft für Klaus Raasch beides nebeneinander her: das Studieren, das Reden, das Diskutieren in den Seminaren und in seiner Künstlerklasse - und das Arbeiten an der Druckmaschine, auch das Eintauchen in die Mysterien der Geschäftswelt, denn was die beiden drucken, soll ja unter die Leute; soll vertrieben und verkauft werden. »In die Uni kam man so gegen zehn Uhr, kochte sich erst mal einen Tee und dann ging es so ganz langsam los. In der gleichen Zeit hatte ich in der Werkstatt schon so einiges weggedruckt.« Also schmeißt er das Studium, stürzt sich ohne amtlichen Abschluss in die Selbstständigkeit. Was er bis heute nicht bereut.

Okay - es ist nicht einfach derzeit. Das allmähliche Wegbrechen des Buchmarktes, der Siegeszug des digitalen



Klaus Raasch

Jg. 1960, studierte von 1981-1986 an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. 1984 Gründung der Buchdruckwerkstatt *Schwarze Kunst* (zusammen mit Artur Diekhoff), seit 1986 als freier Künstler in Hamburg tätig. Veröffentlichung von Büchern, Mappen und Plakaten mit Originalgrafik. Typografische Gestaltung und Herstellung von hochwertigen Auflagedrucken für Künstler, Galerien, Museen, Verlage. Seit 2003 freier Mitarbeiter der Grafischen Abteilung im Museum der Arbeit in Hamburg. Informationen zur Druckwerkstatt von Klaus Raasch finden sich hier: www.edition-klaus-raasch.de.

Drucks - es ist in Ordnung zu sagen, dass er in einer Nische lebt. Die Liebhaber bibliophiler Kunst oder Leute, die den Wert der Handarbeit nicht nur bei Diskussionen schätzen, sondern auch bereit sind etwas dafür zu zahlen, ihre Zahl ist begrenzt und sie wird kaum wieder wachsen. »Natürlich arbeite auch ich am Rechner, entwickle meine Konzepte digital - aber die Umsetzung bleibt Handarbeit.« Und er atmet einmal tief den Atem der Geschichte ein und wieder aus: »Ich arbeite an der Maschine, so wie schon Generationen vor mir gearbeitet haben; so wie man es im Prinzip schon vor 600 Jahren tat.«

Dass es auch durchaus harte körperliche Arbeit ist, viel stehen, auch viel bücken und die Papierstapel von der einen Ecke in die andere heben, in die Maschinen rein krabbeln - er kann damit leben. Denn umgekehrt hält die Drucktechnik ihr Versprechen, das man bei jedem Arbeitsschritt erfährt, was man tut; das man Einfluss nehmen kann: »Am PC kriegst du eine Fehlermeldung, das Ding tut es nicht mehr und du weißt nicht wirklich, was eigentlich los ist. Wenn ich aber die Farben mische, die ersten Seiten andrucke, dann sehe ich sofort, ob ich richtig liege, ob ich nachmischen muss, ob ich die Druckstärke erhöhen oder verringern muss.«

Und dann - die Qualität der Drucke, wenn man es ordentlich gemacht hat! Ein Beispiel: Eines seiner eigenen Bücher beschäftigt sich mit der 300 Jahre alten J.J. Augustin-Druckerei in Glückstadt an der Elbe, dessen Besitzer 1938 emigrieren musste. Er hat sich neulich antiquarisch ein Buch besorgt, das diese Druckerei 1932 gedruckt hat: »Die Seiten aus ganz dünnem Japanpapier, gedruckt mit Wasserfarben!« Er staunt noch immer: »Wie die das wohl geschafft haben? Bei Wasser fängt doch jede Druckpresse an zu rosten! Die müssen da was zusammengefrüemelt haben, müsste man mal recherchieren. Das Buch ist 80 Jahr alt, fast taufersch, wenn du die Seiten blätterst, die fallen ganz leicht. Allein mit heutigem Industriepapier würdest du das nie hinkriegen.«



© Guido Wessel / photocase.com

In seiner Sammlung hat er auch ein japanisches Buch, 150 Jahre alt: »Da ist der Holzwurm einmal gerade durchgegangen, aber als Buch funktioniert es immer noch. Der Holzwurm ist wie eine Signatur.« Klaus Raasch kann stundenlang erzählen und erzählen und erzählen. Ob ich wüsste, dass es mittlerweile Computerdrucke gäbe, in denen absichtlich Ungenauigkeiten eingebaut worden sind? »Da hocken Leute stundenlang am PC und fummeln an der Grafik rum, damit es nicht immer gleich aussieht - bei mir gibt es den gratis, diesen Reiz des Unperfekten.«

Was aus dem Buchdrucker von damals geworden ist, er weiß es nicht. Hat nur gehört, dass er seine Werkstatt eines Tages aufgeben musste, nachdem er noch einige Zeit als Offsetdrucker gar nicht so schlecht verdient hat. Er will es so sagen: »So wie mich dieser Mensch damals geprägt hat, hoffe ich, dass auch ich meinerseits den einen oder anderen beeinflussen konnte.«

Weshalb er immer wieder gerne Schulklassen in die Druckwerkstatt des Hamburger Museums der Arbeit einlädt, wo er seit Jahren freier Mitarbeiter ist. Oft muss er vorher bei Eltern und Lehrern allerlei Bedenken zerstreuen, die Arbeit in der Werkstatt, das Hantieren mit Holzschneidmessern und Stechbeitel sei gefährlich und es könne den Schülern was passieren, sie könnten Schnitte, Wunden, Splitter davon tragen. Wobei das Fernhalten vieler Kinder von körperlicher Arbeit die entsprechende Ahnungslosigkeit mit sich bringt: »Viele Kinder können heute gar nicht mehr richtig mit einer Laubsäge sägen; die sägen gar nicht, die hacken ins Holz, weil sie denken, dass man es wohl so macht.« Und manchmal geht er vom Material her noch weiter zurück: »So ein simpler Kartoffeldruck, also drucken mit einer Kartoffel - für manche Kinder ist das heute ein echtes Erweckungserlebnis.«

Geschichten von der Behandlungsbank

Der Handwerker an sich ist kooperativ. Nur warten kann er nicht gut.

Susanne Ehrchen

Die Kommunikation zwischen Physiotherapeuten und ihren Patienten ist nicht immer einfach und dennoch wichtiger Bestandteil der Behandlung. Schließlich wollen wir unsere Patienten zu Veränderungen ihrer Körperhaltung und zu Übungen motivieren. Da hilft es, wenn die Patienten verstehen, wie ihre Beschwerden entstanden sind.

Hier bringt der Handwerker ein gutes biomechanisches Verständnis mit. Einem Tischler brauche ich nicht zu erklären, wie ein Scharnier- oder Kugelgelenk funktioniert. Der Kfz-Mechaniker weiß, wie Abrieb und Verschleiß entstehen; das ist schließlich sein täglich Brot – wie auch meines. Einem Klempner braucht man auch über die Entstehung des Bluthochdrucks oder der arteriellen Verschlusskrankheit nichts zu erzählen; jeder, der mal ein verstopftes Rohr gesehen hat, weiß was da los ist.

Im Gegensatz zum Bürokaufmann bringt der Handwerker eine gewisse körperliche Fitness mit. Während der Büroarbeiter im Wesentlichen von seiner Rückenlehne und dem Schreibtisch gestützt wird, verfügt der Handwerker noch über ein eigenes Muskelkorsett. Wenn jemand also körperlich fit ist, dann ist es in der Regel der Handwerker – nicht der Bürokaufmann. Nur ist der Handwerker oft – leider zu oft – einseitigen körperlichen Belastungen ausgesetzt. Bei Arbeitern, die 30 Jahre auf dem Bau geschuftet haben, ist irgendwann die Lendenwirbelsäule durch. Fliesenleger, die viel auf Knien unterwegs sind, können diese so ziemlich vergessen, wenn die Arthrose ihren Tribut fordert. Maler können sicher sein, dass sie ihre Halswirbelsäule und Schulter einmal nicht mehr lieben.

Als Physiotherapeutin freue ich mich über den Handwerker auf der Behand-

lungsbank. Da wir dasselbe mechanische Grundverständnis haben (das ihm aus seiner Arbeit vertraut ist), ist der Handwerker an sich kooperativ. Anweisungen befolgt er, seine Entlastungsübungen macht er widerstandslos. Ganz anders etwa ein Lehrer, der eine halbseitige Abhandlung darüber braucht, wiesoweshalb warum er tun soll, was ihm die Gesundheitsfachkraft aufträgt.

Der Handwerker ist nicht wehleidig, er hat gelernt, die Zähne zusammenzubeißen. Er ist nicht zimperlich, nur wegen leichter Befindlichkeitsstörungen macht er keinen Termin. Auch in einem Prophylaxekurs wird man ihn nicht antreffen. Blöd nur, dass Handwerker immer erst dann kommen, wenn fast nichts mehr geht. Von der Behandlungsbank erfährt man dann so einiges: von Zeitdruck, Druck durch die Konkurrenz aus dem Ausland, von dem großen Stress gerade der mittelständischen Handwerksmeister, die sich damit herumschlagen, dass ihre Kunden nicht rechtzeitig zahlen, wo sie sich doch verpflichtet fühlen, Aufträge hereinzuholen und ihre Mitarbeiter durchzubringen. Ich erfahre, dass sich mein Handwerkspatient bei körperlichen Beschwerden schnell in der Ausübung seines Jobs behindert, ja in seiner Existenz bedroht fühlt.

Was Handwerker schwer bis gar nicht verstehen: dass es Heilungszeiten gibt. Dass man ein Teil im Körper, das verschlissen oder kaputt ist, nicht einfach austauschen kann. Dass man mitunter drei Wochen pausieren muss, weil etwas schlicht Zeit braucht, ausheilen zu können. Aber Zeit ist knapp, der Handwerker hat nicht so viel davon.

Hier deshalb einige Tipps aus Sicht der Physiotherapie: Der Handwerker sollte sich beizeiten ein gymnastisches Ausgleichsprogramm zeigen lassen, damit er einseitigen Überlastungen rechtzeitig vorbeugen kann; Hans-Peter Züger hat das mit seinen Kollegen vom Bau exemplarisch vorgemacht¹. Der Handwerker sollte alle ergonomischen Hilfen, die es dank kollegialer Erfahrungen und Erfindungen gibt, auch nutzen: Knieschützer zum Beispiel, oder technische Hilfen, wenn schwere Dinge getragen werden müssen. Mann muss nicht links und rechts zwei Sack Zement gleichzeitig tragen, wenn es ausreicht, sie einzeln von A nach B zu befördern. Auch wenn es vielleicht cool aussehen mag. Und der Handwerker sollte sich erkundigen, was es an Schutzbestimmungen für sein Arbeitsfeld gibt. Deren Einhaltung nützt seinem Körper, und der Chef hat langfristig auch etwas davon. Leider sind die meisten Handwerker von ihrem Job oft so geschafft, dass sie keine Energie und Zeit für Ausgleichssport aufbringen, was gesundheitlich jedoch indiziert ist. Sportbegeisterung findet daher oft nur auf der Couch vor dem laufenden Fernseher statt. Dabei wäre eine vorausschauende Gesundheitsplanung, wie es das Auto des Handwerkers mit seiner regelmäßigen Wartung genießen darf, auch für ihn selbst von unschätzbarem Wert.

Anmerkung

- 1 Hans Peter Züger: »Ein Teamgeist, den ich vorher noch auf keiner Baustelle erlebt habe...« - Gesundheitsförderung auf dem Bau: Entspannen als Prophylaxe gegen Invalidität. Switchboard 150, Februar 2002, S.4-5.

Susanne Ehrchen

kennt als Physiotherapeutin seit 20 Jahren die Leiden der Handwerker.
> sehrchen@aol.com



© kellejpp / photocase.com

Untersuchung der Arbeitsbedingungen in Bauberufen

Leistungsfähig bleiben über das gesamte Arbeitsleben hinweg ist in einigen Berufen kaum möglich. Beispielfür die Bauindustrie untersuchte das *Institut Arbeit und Qualifikation* (IAQ) der Universität Duisburg-Essen (UDE) alterskritische Arbeitsbedingungen und Risikoindikatoren für Berufe mit »begrenzter Tätigkeitsdauer«.

»In der Bauwirtschaft sind die Probleme besonders virulent, weil dort eine Vielzahl hochgradiger, vor allem physischer Belastungen vorliegt« stellen die Autoren der Studie, Dr. Anja Gerlmaier und Dr. Erich Latniak, fest. In der Branche sind heute etwa 25,5 Prozent der Beschäftigten über fünfzig Jahre alt, deutlich weniger als in der Gesamtwirtschaft mit 28,6 Prozent. Ziel des Projekts war es, unter den 22 Berufen des Bauhauptgewerbes die besonders alterskritischen Tätigkeiten zu identifizieren und für diese nach Alternativen für ältere Beschäftigte – etwa einem »zweiten Beruf« – zu suchen.

Dass viele ihren Job nicht bis zur Rente ausüben, liegt oft an Mehrfach-Risiken wie arbeitsbedingte Erkrankungen, Mangel an Weiterbildungsmöglichkeiten und eine altersungeeignete Arbeitsumgebung. Ausbauberufe wie Dachdecker, Zimmerer, Stuckateure oder Fliesenleger sind schwere und anstrengende Tätigkeiten, die langfristig zu körperlichem Verschleiß beitragen. Die erstaunlich große Zahl von älteren Maurern und Betonbauern erklären sich die Wissenschaftler damit, dass viele Ältere dort Poliere oder Vorarbeiter sind, die in der Regel koordinieren und damit weniger körperlich belastet sind. »Sie haben auf das Altersrisiko offenbar mit einem vorzeitigen Tätigkeitswechsel im Alter um 40 Jahre oder mit einer Aufstiegsqualifikation reagiert«, sagen die Autoren.

Günstiger für eine langfristige Arbeitsfähigkeit schätzen Gerlmaier und Latniak auch Tiefbauberufe wie Gleis- und Straßenbauer ein. Der höhere Maschineneinsatz entlastet, könnte die Erklärung dafür sein. Ähnliches gilt

für den Baumaschinenführer, der als »zweiter Beruf« häufig für interne Umsetzungen genutzt wird, um Ältere und leistungsgeminderte Mitarbeiter weiter im Betrieb zu halten.

Letztlich stellten die IAQ-Forscher deutlich unterschiedliche Altersrisiken unter den Bauberufen fest. Zudem gebe es bisher keine systematische Vorbereitung für einen 'zweiten Beruf': »Vor allem für die fünf besonders alterskritischen Berufe – Gerüstbauer, Mauerer, Betonbauer, Dachdecker und Zimmerer – müssten alternative Tätigkeitsfelder aufgezeigt und gestaltet werden.«

Die Studie enthält erste Ergebnisse des Projektes »Gestaltung inner- und überbetrieblicher Erwerbsverläufe in der mittelständischen Bauwirtschaft«, das vom Bundesministerium für Arbeit und Soziales (BMAS) gefördert wurde. An dem Vorhaben sind neben dem IAQ die Rationalisierungs-Gemeinschaft Bauwesen im RKW, Eschborn, sowie das Bildungswerk (BIW) Bau Hessen-Thüringen beteiligt.

idw / Beate Kostka

Metzger-Models posieren für Männerkalender

Die Privatfleischerei Reinert aus Versmold geht ungewöhnliche Wege: Im Kalender 2013 sind echte Fleischer und Metzger zu sehen.

Andreas Haase

»Von der positiven Resonanz auf unsere Ausschreibung 'Metzgermodels gesucht' waren wir überrascht. Es kostet ja doch einiges an Selbstvertrauen und Überwindung, sich mit nacktem Oberkörper vor eine Kamera zu stellen«, erzählt Frederic Forthaus, Produktmanager Bedienungsware bei *Reinert*. Mehr als 60 Männer mit Fleischergesellen- oder Meisterbrief haben diesen Mut aufgebracht und sich im Frühjahr als Motiv für den Männerkalender 2013 beworben. Aus dem Bewerberpool wählte eine interne Jury schließlich sieben Kandidaten aus.

Im fertigen Kalender sind die Models in verschiedenen authentischen Szenen der Fleisch- und Wurstwarenherstellung zu sehen: Vor der Räucher- kammer, an der Füllmaschine oder beim Kuttern. »Es ist uns wirklich schwer gefallen, bei den zahlreichen Einsendungen sieben herauszusuchen. Die Qualität der Bewerbungen war durchgängig sehr hoch«, sagt Julia Pillath, Jurymitglied und Brand

Managerin bei der westfälischen Privat-Fleischerei.

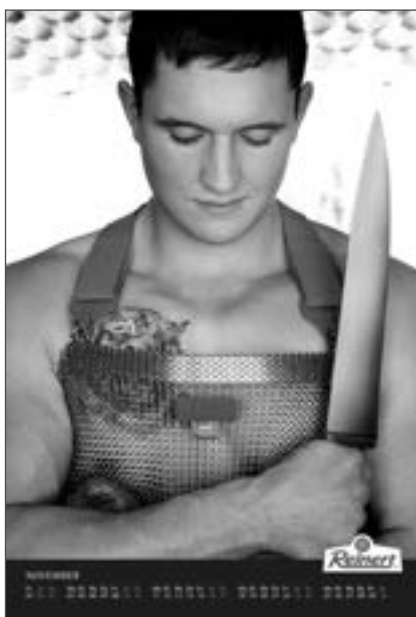
Fotograf war der Berliner Joerg Grosse Geldermann, der normalerweise in der Musikszene tätig ist. Dieses Shooting war auch für ihn ungewöhnlich: »Es war wirklich toll. Keiner der Jungs war bislang bei einem professionellen Shooting dabei, aber alle haben wirklich engagiert mitgearbeitet und dabei viel Spaß gehabt! Das sieht man den Bildern auch an.«

In erster Linie richtet sich der Kalender an Frauen, insbesondere Fleischereifachverkäuferinnen. Hinter dem Projekt steht jedoch noch eine weitere Motivation: »Der Kalender soll aufräumen mit alten Klischees über das Metzgerhandwerk und zeigen, dass diese Zunft im wahrsten Sinne des Wortes sexy sein kann. Gerade in Zeiten des Nachwuchsmangels zeigt der *Reinert*-Männerkalender, dass Metzger ein moderner Beruf ist, in dem moderne Menschen arbeiten«, so Julia Pillath.

Natürlich stellt sich die Frage, ob die Ablichtung nur von Männern im Kalender das Klischee des Berufes damit verändert – oder noch mehr bedient? Bedient werden auf jeden Fall die Phantasien der Verkäuferinnen und vielleicht auch einiger Verkäufer. Und bedient wird auch die Zuschreibung, dass dieses Handwerk nach wie vor »männlich« ist.

Für jeden Protagonisten war es sicherlich eine besondere und das Selbstbewusstsein fördernde Erfahrung, so vor der Kamera zu posieren. Und dieses im Einklang mit ihrem Beruf stellt in der Kombination eine besondere Dynamik in den Fotos her. Schön anzuschauen sind die Fotos auf jeden Fall. Ein gewisses Schmunzeln macht sich schon breit, wenn man(n) den Kalender betrachtet.

Der *Reinert*-Männerkalender 2013 erscheint im Dezember 2012 und wird an ausgewählte Partner des Unternehmens vergeben. Im Handel ist der Kalender nicht erhältlich.



Das Leben ist eine Baustelle

Krise? Das Baumarktunternehmen HORNbach wirbt für mehr als nur Dübel und Schraubendreher.

Frank Keil

Irgendwo in Osteuropa. Ein Dorf, die schlichten Straßen gesäumt mit gräulichen Häusern. Die Menschen sprechen eine schnelle, uns unbekannte Sprache. Es herrscht eine leicht heimelige Ärmlichkeit vor, die zugleich nach Stillstand riecht. Und der hat seinen Grund: Denn die Menschen halten ihre Hände in den Taschen verborgen; in ihren Hosentaschen, in den Kittelschürzen. Und so joggen sie durch ihr Dorf mit den Händen in den Taschen, sitzen gebeugt über ihren Tellern und saugen das Essen aus tiefen Tellern mit dem Strohalm auf, wo ihnen doch ihre Hände nicht zur Verfügung stehen. So kann das ja nichts werden.

Aber dann! Fällt plötzlich eine riesengroße Walnuss auf ihr Dorf. Mit den Händen in den Taschen stehen die Menschen davor und beratschlagen, was zu tun ist. Bis sich ebenso plötzlich in der Walnuss, der riesengroßen, ein Loch öffnet. Einer tritt schließlich vor. Fasst sich ein Herz. Nimmt die Hand aus der Tasche! Greift in das Loch! Holt etwas heraus: einen Hammer ...

Und nun wird alles anders: Das Dorf erwacht zu neuem Leben. Es wird gesagt und gepinselt und (natürlich) gehämmert, was das Zeug hält. Glückliche, lebensfrohe Menschen haben ihr bald farbenprächtiges Leben in die Hand genommen: »Jede Veränderung braucht ihren Anfang«, dieser Satz wird eingependelt. Und dann das Logo: HORNbach.

1877 von dem Schieferdecker Michael Hornbach in Landau in der Pfalz gegründet, ist Hornbach heute ein börsennotiertes Unternehmen, tätig in acht Ländern. Und bekannt für seine offensive, immer leicht schräge Werbung auf Plakaten, im Internet und besonders im Fernsehen und damit auch



auf YouTube, wo ihre Filmchen unter werbeaffinen Jungmännern Kultstatus genießen.

Anders als OBI, Bauhaus oder die Kette Max Bahr setzt man dabei nicht länger auf den stillen Handwerkertyp älteren Datums, der nach Feierabend guldig sein Bad neu fließt oder der am Samstag in aller Seelenruhe seinen Gartenzaun streicht und sich daran erfreut. Die Welt gilt es zu verändern und das sofort. Angepackt werden muss das Leben – gleich heute, gleich jetzt und alles lähmende Gerede von Euro-Krise bis Klimaerwärmung verschwindet wie von Zauberhand – wenn du nur dabei bist: »In jedem Projekt steckt ein Teil von dir«, erfährt der potentielle Hornbach-Kunde, also Hornbachmensch, vielleicht sogar: Hornbacher?

Grundsätzliche Orientierung wird geboten, denn: »Du kannst es dir vorstellen. Also kannst du es auch bauen.« Das Leben, das private Glück, am Ende (aber erst dann) auch das eigene Heim kann gelingen, denn: »In jeder Hütte steckt ein Heim.« Oder: »Hinter jeder alten Fliese liegt ein Traumbad.« Wie haben es die 68er und ihre Nachfahren doch proklamiert? »Unter dem Pflaster liegt der Strand.« Heute könnte das ein Slogan von Hornbach sein.

Wohl kaum ein Unternehmen hat so geschickt die Paradigmen mitsamt ihrer pathetischen Lebensformeln der sozialen Bewegungen der letzten Jahrzehnte so geschickt adaptiert wie der pfälzische Baumarkttriese. Hat sich den Schwung zu Eigen gemacht, der stets herrscht, wenn neue junge Leute antreten, sich ihren Teil vom möglichen gesellschaftlichen Kuchen zu holen. »Gefühle und Härte« etwa, der Slogan der Hausbesetzer und ihrer Sympathisanten der 80er, er findet sich als schneller Clip über den Lehrer, der plötzlich in seinem Nacken spürt, dass bei ihm daheim die Fassade bröckelt, ein Riss sozusagen durch seine innere wie äußere Welt geht. Und flugs rennt er nach Hause, packt an, was anzupacken ist, schwingt die Maurerkelle.

Das Leben ist eine Baustelle, die Arbeit geht nicht aus, es ist immer etwas zu tun und nur wer mitwächst, ist am Leben – ausruhen und die Hände in den Schoß legen, das können wir, wenn wir tot sind. Oder um die Unternehmensphilosophie zu zitieren: »Hornbach ist kein Zustand, Hornbach ist eine Bewegung.«

Darauf ein Dreifaches »Yippiejalla – Yippie Yippie Yeah«. Erhältlich auch als Klingelton.